

4. Was Migrant*innen bewegt: Schlüsselmetaphern

Wie gestaltet sich transnationales Leben im Zeichen von Migration?, lautet die Hauptfrage dieser Studie, aus der sich als weitere zentrale Frage u.a. ergibt: Welche Themen, Fragen, Probleme stehen im Zentrum eines solchen Lebens? Ich suchte die Antwort im Rahmen der Grounded Theory durch offenes und anschließend axiales Kodieren, bei dem Interviewaussagen nach bestimmten Feldern wie Handlungsstrategien, soziale Beziehungen, Selbstkonstruktionen sortiert werden. Ziel des axialen Kodierens ist die Identifikation einer oder mehrerer Schlüsselkategorie(n). Es stellte sich heraus, dass die identifizierten Schlüsselkategorien Metaphoriken waren, was nahelegte, den Metaphernansatz als theoretische Rahmung für dieses Kapitel zu nutzen.

Die Schlüsselkategorie bzw. Schlüsselmetapher weist Parallelen zu dem von Paulo Freire entwickelten Begriff der generativen Themen auf. Man begegnet den generativen Themen, so Freire, in der Art und Weise, in der Menschen über die Welt denken und ihr begegnen (Freire 1972, 118). Auch der Metaphernansatz betrachtet die benutzten Metaphern als Versuche der Weltdeutung, die Handlungsoptionen enthalten. Während aber der Terminus generative Themen das Denken und Handeln fokussiert, erlaubt der Metaphernansatz die Berücksichtigung aller Lebensäußerungen im Zeichen einer Metapher z.B. auch Gefühle, Selbstentwürfe, Beziehungen. Die im Ansatz generativer Themen gedachten Weltbezüge sind zudem als bewusste Bezüge gedacht, während der Metaphernansatz auch Vor-, Unbewusstes und Implizites berücksichtigt, was den empirischen Befunden der gegenständlichen Studie entgegen kommt.

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit dem Einfluss, den Metaphern auf das Handeln, auf Beziehungsgestaltung und Zukunftsentwürfe nehmen, womit einige der eingangs genannten Sortierfelder benannt sind. Über diese Felder hinweg werden metaphorisch geprägte mental-emotionale Bezüge vorgestellt

sowie Erkenntnisse zur Geschichte einzelner Metaphern. Den ebenfalls unter metaphorischem Einfluss stehenden Selbstkonstruktionen wird ein eigenes Kapitel gewidmet.

4.1 Metaphern: Theoretische Implikationen

Ausgehend von einer Klärung des Begriffs Metapher werden im Folgenden metaphorische Konzepte und Schemata sowie die Funktionen von Metaphern und ihre Einbettung in kulturelle Kontexte diskutiert.

4.1.1 Zum Begriff Metapher

Metaphern sind »kein Ornament, keine Ausnahmeerscheinung, sondern ein alltagssprachliches Phänomen« (Kruse/Biese/Schmieder 2011, 65). Von einer Metapher kann gesprochen werden, wenn ein Begriff mehr als nur eine wörtliche Bedeutung hat, wenn die wörtliche Bedeutung einem konkreten Gegenstandsbereich entstammt und gleichzeitig auf einen zweiten, meist abstrakteren Bereich übertragen wird (Schmitt/Schröder/Pfaller 2018, 4). Der Begriff Metapher leitet sich vom griechischen »metaphérein« ab und bedeutet etwas anderswo hintragen (Kruse/Biese/Schmieder 2011, 89). Wenn der aus Mosambik stammende Hamzo erklärt, er sei ein Stück Blume, dann nimmt er diesen Begriff aus dem klar benennbaren, konkreten Gegenstandsbereich Blumen und überträgt ihn auf den abstrakteren Gegenstandsbereich Selbstkonstruktionen. Wenn er im weiteren Verlauf die Blume als Teil eines Straußes beschreibt, der ein wünschbares Zusammenleben symbolisiert, dann findet eine weitere Übertragung statt. Bestimmte Gegenstandsbereiche, hier Selbstkonstruktion und soziales Zusammenleben, werden im Lichte anderer Gegenstände, hier Blume und Strauß, betrachtet (a.a.O., 63). Weil heterogene Kontexte durch Metaphern so miteinander verbunden werden, dass die Übertragung von Bedeutungen möglich wird, bezeichnet Michael B. Buchholz Metaphern als »Doppelgänger« (Buchholz 1993d, 8). Die Gleichsetzung der verschiedenen Kontexte durch die Übertragung erfolgt implizit, in der Analogie wird sie mit dem Wörtchen »wie« kenntlich gemacht (Carveth 1993, 17). Hamzo's Äußerung müsste als Analogie kommuniziert, lauten: Ich bin wie eine Blume.

Metaphern dringen in alle Winkel des Alltagslebens ein. Sie existieren zwar teilweise schon als kulturelle Angebote z.B. in Form von Sprichwör-

tern wie »Schuster bleib bei deinen Leisten«, aber sie werden bezogen auf die eigene Situation modifiziert oder eben auch neu erfunden. Cornelia Müller spricht vom »metaphorizing« (Müller 2019), um den Aspekt des Herstellens von Metaphern zu betonen.

Die Herstellung von Metaphern muss nicht bewusst sein; sie kann im Dienste unbewusster Prozesse stehen, die aus verdrängten konflikthaften Erfahrungen herrühren. Das Resultat des »metaphorizing« können aber auch nur »schlafende Metaphern« (Buchholz 1993c, 66) sein, denen Buchholz zwar ebenfalls einen unbewussten Charakter zuspricht, die ich aber eher dem Vorbewussten zurechnen möchte, dem keine Verdrängung zugrunde liegt. Selbst wenn die Metapher benannt wird, kann man davon ausgehen, dass die Konsequenzen dieser Metapher von demjenigen, der sie benennt, nicht in ihrer ganzen Breite erkannt werden. Für die Erschließung der Sinnbedeutung von Metaphern braucht es das Verfahren der Dekonstruktion durch verstehend-interpretative Methoden wissenschaftlicher Forschung, der Psychotherapie oder die reflexiven Selbstanalyse (ebd., Carveth 1993, 32).

In Orientierung an George Lakoff und Mark Johnson, die mit ihrem Buch »Metaphors we live by« (1980) zu Pionieren des Metaphernansatzes geworden sind, beschreiben Kruse/Biese/Schmieder verschiedene Arten von Metaphern: Strukturmetaphern, Orientierungsmetaphern, ontologische Metaphern, Personifikation (Kruse/Biese/Schmieder 2011, 76ff.). Von Strukturmetaphern wird gesprochen, wenn ein Gegenstand durch einen anderen Gegenstand strukturiert wird z.B. der Gegenstand Selbstkonstruktion wird durch den Gegenstand Blume strukturiert. Orientierungsmetaphern organisieren einen Gegenstandsbereich aus räumlicher Perspektive z.B. die Liebe ist oben, wenn wir sagen, dass wir uns durch die Liebe beflügelt fühlen (a.a.O., 77). Ontologische Metaphern entwerfen einen Gegenstandsbereich als etwas Seiendes z.B. die Theorie als Gebäude, das man sich erschließen muss (a.a.O., 78). Personifikation als Metapher zählt nach Kruse/Biese/Schmieder zu den onotologischen Metaphern; das Spezifische besteht darin, dass ein Gegenstand als Menschliches gedeutet wird z.B. wenn gesagt wird, dass die Sprache vergewaltigt werde (a.a.O., 79).

Wenn Müller von »metaphorizing« spricht, dann wird mit dem in diesem Begriff enthaltenen Verweis auf die Herstellung von Metaphern auch gesagt, dass Metaphernbildung ein Prozess ist. Dieser ist nach Müller stets in interaktive Zusammenhänge eingebettet: »Metaphors in (.) face-to-face-interaction are emerged, dynamic, temporal, and embedded in incorporal interaction« (Müller 2019, 63). Metaphern bebildern Interaktionen und diese Bilder be-

einflussen wiederum den Interaktionsverlauf (Buchholz 1993a, 171). Sie haben somit eine interaktionsorganisierende Kraft (Buchholz 1993c, 71). Zugleich ist ihnen aufgrund ihres prozessualen Charakters eine Veränderungsdynamik eigen. Sie können sich im Verlauf der Lebensgeschichte verändern. Die Veränderungsdynamik kann aber auch im Zusammenhang mit unterschiedlichen Interaktions- und Handlungssituationen stehen, die unterschiedliche Metaphern aufrufen. Zu diesen Interaktionssituationen zählt auch die Interviewsituation im Forschungsprozess. Die kommunizierte Forschungsfrage hat im Fall der vorliegenden Untersuchung sicher bestimmte Metaphern hervorgeufen, nämlich auf das Thema »Transnational leben« bezogene Metaphern. Auch die Beziehung (zur)m Forscher(in) nimmt Einfluss auf die Formulierung von Metaphern. Die Frage ist, ob in anderen Situationen dasselbe Thema anders metaphorisiert wird. Das ist möglich, bedeutet aber nicht, dass eine der explizierten Metaphern zu verwerfen wäre, denn es können verschiedene Metaphern im Denken, Fühlen und Handeln wirksam werden. Das wäre dann allerdings eine Quelle innerer Unruhe, die nach einer Lösung drängt. Eine gewisse Verstetigung ist im Interesse einer inneren Balance wahrscheinlicher, es sei denn, die bisherigen Metaphoriken erweisen sich als dysfunktional.

4.1.2 Metaphorische Konzepte und Schemata

Metaphern basieren auf mehreren metaphorischen Redewendungen, die miteinander zusammenhängen (Schmitt 2018, 5). Es lassen sich »metaphorische Cluster« (Schmitt 2017, 43) identifizieren, die einem Bild folgen. Diese werden von Schmitt als »metaphorische Konzepte« bezeichnet (a.a.O., 48). Das metaphorische Konzept eines meiner Interviewpartner lautet: Die Welt ist nicht schwarzweiß. Der Zielbereich dieser Metapher ist ein gesellschaftliches Ordnungsmodell. Die Metaphorik steht gegen Spaltung, die Hierarchisierung, Diskriminierung und Ungleichbehandlung legitimiert. Sie impliziert vielmehr eine bunte Gesellschaft, in der sich Einflüsse aus verschiedenen kulturellen Quellen speisen und sich Menschen auf Augenhöhe begegnen. Statements, die diese Metaphorik stützen, bestehen u.a. darin, dass der Interviewpartner davon berichtet, wie sehr es ihn im Beruf störe, wenn Angehörige bestimmter anderer Nationen abgewertet werden, was sich an der Einteilung in geschätzte und weniger geschätzte Geschäftspartner zeige oder auch wenn er selbst von einer Einteilung in ein Wir und in ein Du betroffen zu sein glaubt. Als Indiz dafür sieht er die beobachtete Verunsicherung in Business Meetings, wenn seine Powerpoint Präsentation hochfahre und sein Name auftauche, der

seine andere kulturelle Herkunft sichtbar mache. Die wahrgenommene Verunsicherung signalisiert für ihn eine soziale Trennlinie.

Für Schmitt sind es gebündelte Metaphern, die ein metaphorisches Konzept ergeben (Schmitt 2017, 43). Die empirischen Daten der Untersuchung »Transnational leben« sprechen dafür, dass es neben metaphorischen auch nicht-metaphorische Formulierungen gibt, die in einem Zusammenhang miteinander stehen und zu einem metaphorischen Konzept gebündelt werden können.

Eine Person kann, wie im letzten Abschnitt bereits angesprochen, über mehrere metaphorische Konzepte verfügen, die nicht nur verschieden, sondern widersprüchlich sein können. Ein illustrierendes Beispiel ist ein metaphorisches Konzept, das ich »Schaf oder Löwe« genannt habe und das sich aus zwei Konzepten zusammensetzt. Zielbereich ist das Sozialverhalten im Beruf. Die beiden, der Tierwelt entnommenen Bilder stehen für zwei gegensätzliche Formen des Sozialverhaltens. Die Migrantin sieht sich in einer Situation, in der sie sich für das Eine oder Andere entscheiden sollte. Das Schaf verkörpert für sie Ruhe, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, aber auch Unterlegenheit, der Löwe dagegen Aggression, Rücksichtslosigkeit, aber auch Kraft und Durchsetzungsvermögen. Das Bild des Schafs verbindet sich mit der bäuerlichen Landschaft ihres Herkunftslandes, in der sie aufgewachsen ist und Schafe gehütet hat, das Bild des Löwen mit einem privatwirtschaftlichen IT-Betrieb im Migrationsland, in dem sie arbeitet. Die beiden Metaphoriken stehen für sie im Widerstreit zueinander und sie selbst positioniert sich inmitten dieses Widerstreits. Dieser Positionierung entspricht die Äußerung, dass sie sich auf der Suche befinde, die für sie »sehr sehr schwierig« sei.

Den metaphorischen Konzepten übergeordnet sind Schemata, denen verschiedene, von unterschiedlichen Akteur*innen stammende metaphorische Konzepte zugeordnet werden können. Es handelt sich um gegenstandsunabhängige allgemeine Ordnungsmetaphern (Schmitt 2017, 51), die eine Gemeinsamkeit der verschiedenen metaphorischen Konzepte repräsentieren. Das metaphorische Konzept »Schaf oder Löwe« wurden dem Schema »Entwicklung« zugeordnet, weil der erfahrene Widerstreit zu einer Lösung drängt und dadurch zum Entwicklungsanstoß wird. Ein solcher Anstoß geht auch von dem Konzept »muss immer schauen für Licht« aus, das die Gestaltung sozialer Beziehungen und Arbeit fokussiert und das ich ebenfalls dem Schema Entwicklung zugeordnet habe. Dieses Konzept fordert nicht zur Entscheidung zwischen zwei Optionen auf, sondern dazu, eine bestimmte Perspektive einzunehmen, die als erfolgversprechend erscheint. Das Verbindende der

beiden Konzepte ist der Entwicklungsaspekt. Beide Konzepte sprechen darüber hinaus Körperlichkeit als eine metaphorische Dimension an. Das Konzept »Schaf oder Löwe« rekurriert auf die Körperlichkeit von Tieren als Ausdruck von Energie und Sozialverhalten, das »Schauen für Licht« spricht den Gesichtssinn als metaphorische Strategie an. Für Müller haben metaphorische Konzepte generell einen körperlichen Charakter, der ihr bislang wenig im Metaphernansatz berücksichtigt erscheint: »It seems to me that the notion of embodiment as an aspect of an ecological cognition approach to metaphor is specifically in need of further specification and clarification« (Müller 2019, 64). Des Weiteren steht, soweit ich sehe, die theoretische Analyse der Beziehung zwischen Emotionen und Metaphern aus. Ich versuche in diesem Kapitel, der metaphorischen Bedeutung von Emotionen zumindest auf einer konkreten Ebene Rechnung zu tragen.

4.1.3 Funktionen von Metaphern

Metaphern sind, so die implizite oder explizite Annahme in den verschiedenen theoretischen Zugängen zum Metapherngebrauch, unverzichtbar, weil sie eine wesentliche Möglichkeit darstellen, Welt wahrzunehmen und zu erleben (Lakoff/Johnson 1980, 239). Sie sind Donald Carveth zufolge so wichtig wie das Sehen, Hören und der Tastsinn (Carveth 1993, 28). Buchholz bezeichnet Metaphern als »soziale Sinnesorgan(e) der Sprache« (Buchholz 2006, 302). Mit Hilfe von Metaphern, die unsere Erfahrungen veranschaulichen und sie dadurch zu einem visuellen Erlebnis machen, tasten wir uns an die Welt heran. Durch den Filter eines Bildes betrachtet, wird die Welt, orientiert an diesem Bild, strukturiert; verschiedene Wahrnehmungen und Erfahrungen werden in ein spezifisches Verhältnis zueinander gesetzt. Es entsteht eine metaphorisch gestützte Ordnung. Mit dem erwähnten metaphorischen Konzept »die Welt ist nicht schwarzweiß« wird einerseits gegen eine Ordnung der strikten Trennungen, der Einteilung in ein Oben und Unten opponiert und andererseits implizit für eine Ordnung plädiert, die Vermischungen, Vielfalt, Hybridisierung zulässt und Ungleichheit sowie Marginalisierung aufgrund von nationaler oder sozialer Herkunft ausschließt. Metaphern haben das Potential, etwas voranzutreiben (Buchholz 1993b, 121). In dem zuletzt zitierten Beispiel geht es um eine gesellschaftliche Neuordnung. Die metaphorischen Konzepte »Schaf oder Löwe« und »muss schauen für Licht« stimulieren bzw. drängen dagegen zu Veränderungen auf der Ebene von Persönlichkeitsentwicklung und Lebensbiografie.

Metaphern können solche Funktionen gewinnen, indem sie Deutungen nahelegen, die nicht nur helfen zu verstehen und zu erklären, sondern auch zu handeln. Sie liefern Vorlagen für Handlungsoptionen in verschiedenen Bereichen z.B. für Selbstentwürfe, für Beziehungsmuster, für Zukunftsplanungen, für die Gestaltung von Kommunikation generell. Sie erleichtern das Verstehen und den Umgang mit dem Fremden, indem dieses in Bekanntes übersetzt wird (Kruse/Biese/Schnieder 2011, 71). Das enthält allerdings auch das Risiko der Kolonisierung des Fremden, dass diesem seine Besonderheit nimmt.

Die in den metaphorischen Konzepten angelegten Deutungen und Handlungsoptionen werden umso drängender, je stärker sie emotional aufgeladen sind. Das Konzept »Schaf oder Löwe« erzeugt einerseits Sehnsucht und andererseits Angst und Zorn; das Konzept »muss schauen für Licht« stimuliert Hoffnung und Zuversicht. Metaphern reden nicht über Gefühle, sie verkörpern sie, sie lassen erleben (a.a.O., 24). Das könnte erklären, warum ich bei meinen Interviewpartner*innen unterschiedliche emotionale Stimmungen wahrgenommen habe, je nachdem, welche Emotionen von ihren Metaphern aufgerufen wurden.

So sehr Metaphern durch die Übertragung der Perspektiven von einem Kontext in einen anderen der Erweiterung von Wissen und Erkenntnis dienen, so begrenzen sie andererseits die Erkenntnismöglichkeiten. Die jeweilige Metapher steuert, was ins Blickfeld kommt; das macht sie notwendig selektiv. Sie erhellt und verbirgt zugleich (Carveth 1993, 32; Buchholz 1993b, 121), anders gesagt: Sie erweitert Deutungs- und Handlungsoptionen und begrenzt sie. So lenkt z.B. das metaphorische Konzept »muss immer schauen für Licht« die Aufmerksamkeit auf erfreuliche, zuversichtlich stimmende Erfahrungen, während Risiken oder Gefahren potentiell ausgeblendet werden.

4.1.4 Metaphern und Kultur

Der Metaphernansatz geht von einer »Vorinterpretiertheit der Welt« (Schmitt 2017, 453) aus. Schmitt rückt mit dieser These den Metaphernansatz in die Nähe von lebensweltlichen Annahmen, wie sie von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (1975) formuliert wurden. Wir werden Schütz/Luckmann zufolge hineingeboren in eine intersubjektiv hergestellte Kultur- und Sozialwelt (Schütz/Luckmann 1975, 23f.). Diese Welt ist dem einzelnen Subjekt zur Auslegung aufgegeben, wofür dieses auf bereits vorhandene kulturelle Codes zurückgreift. Diese werden nicht 1 zu 1 übernommen, sondern im Hinblick auf

eigene Bedürfnisse interpretiert und adaptiert. »Jedes lebensweltliche Auslegen ist ein Auslegen von bereits Ausgelegtem« (Schütz/Luckmann 1975, 26), schreiben Schütz/Luckmann. Zu den kulturellen Codes zählen auch Metaphern, die eine bestimmte Auslegung nahelegen. Metaphern sind insofern kulturell verankert. Lakoff & Johnson weisen darauf hin, dass die zentralen Werte einer Kultur mit der Struktur der wichtigsten metaphorischen Konzepte übereinstimmen (Lakoff & Johnson 1980, 22). Die Bedeutung von Metaphern erschließt sich zum einen aus dem Kontext, in dem sie von einzelnen Subjekten verwendet werden, zum andern aus dem kulturellen Kontext, in dem sie entstanden sind und als Deutungsangebote existieren. Metaphern verschaffen daher immer auch einen Zugang zu kollektiven Erfahrungen (Schmitt 1995, 109). Im Zuge der Übertragung wird kulturelles Wissen übertragen. Kruse schlägt vor, Metaphern als »kulturelle Fußabdrücke« (Kruse 2011, 73) zu betrachten. Ein in westlichen Kulturkreisen geläufiger Fußabdruck sei die Oben-Unten-Metaphorik, die ihren materialisierten Ausdruck z.B. darin finde, dass sich die Chefetage oder auch das Siegerpodest oben befinden (ebd.). Dies dokumentiere, dass wir im Sinn von Lakoff/Johnson mit und durch Metaphern Lebenswelten gestalten.

Metaphern als kulturelle Codes können sich innerhalb eines bestimmten Territoriums oder auch zwischen Territorien unterscheiden. Lakoff/Johnson geben zu bedenken, dass z.B. die Oben-Unten-Metaphorik nicht überall dieselbe Gültigkeit hat; es sei denkbar, dass die Balance-Metaphorik eine bedeutsamere Metaphorik darstelle (Lakoff/Johnson 180, 24). In der Studie »Transnational leben« zeichnet sich die Balancemetaphorik als ein Konzept ab, das ausschließlich von Migrant*innen formuliert wurde, die in afrikanischen oder arabischen Ländern sozialisiert worden waren. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass das Gleichgewicht im Sinne einer inneren Stimmigkeit oder einer ausbalancierten Belastungssituation dort einen hohen kulturellen Stellenwert hat. Darauf verweist auch das von einem Migranten zitierte Sprichwort »Man kann nicht zwei Melonen in einer Hand tragen«. Die kulturelle Bedeutung dieses Sprichworts besteht darin, dass sich Anforderungen und Aufgaben, die man sich stellt, im Gleichgewicht mit den eigenen Energieressourcen befinden müssen. Der Migrant zieht daraus die Konsequenz, dass er neben begonnener Lehre und Berufsschule nicht auch noch einen Sprachkurs besuchen kann. Im Deutschen gibt es das Sprichwort »Man kann nicht zwei Herren gleichzeitig dienen«, das eine vergleichbare Bedeutung hat und auf metaphorische Gemeinsamkeiten über Grenzen hinweg verweist.

In der vorliegenden Studie ist die kulturelle Verankerung von Metaphern eine besondere Herausforderung für die Forschung, weil die Interviewpartner*innen in verschiedenen kulturellen Kontexten sozialisiert wurden. Erkenntnisbarrieren können zudem daraus resultieren, dass die Forscherin einem kulturellen Kontext entstammt, der sich zumindest unter territorialen Gesichtspunkten von den Herkunftskontexten ihrer Interviewpartner*innen unterscheidet (s.1.4). Andererseits ist anzunehmen, dass diese durch teils langjährige Aufenthalte in den Migrationsländern auch aus dem Werte- und Normenpool dieser Länder schöpfen, so dass sich gemischte metaphorische Konzepte ergeben. Möglichen Fehldeutungen wird durch methodische Strategien der Grounded Theory entgegengearbeitet, die vorsehen, Interpretationen in enger Verbindung mit dem empirischen Material zu entwickeln, anders gesagt, die Empirie sprechen zu lassen und irritierenden Stellen in den Interviews besondere Beachtung zu schenken, weil gerade solche nicht selten den Schlüssel zu entscheidenden Erkenntnissen darstellen.

4.2 Schlüsselmetaphern als metaphorische Konzepte von Migrant*innen: Eine Typologie

Im Zuge des offenen und axialen Kodierens der Interviews mit Migrant*innen konnte ein breites Spektrum an Schlüsselmetaphern identifiziert werden, die sich als metaphorische Konzepte offenbarten und sich zu metaphorischen Schemata bündeln ließen. Es wurden sieben metaphorische Schemata ermittelt, die mit folgenden Begriffen gekennzeichnet wurden: Entwicklung, Dazwischen, kämpferisch, Balance, Ordnung, Bewegung, Verbundenheit. Bezogen auf diese Begriffe werden im Folgenden ausgewählte metaphorische Konzepte vorgestellt. Ich werde ausgehend von allgemeinen Merkmalen der Schemata sowie der jeweiligen Schlüsselmetapher bzw. des metaphorischen Konzepts, die Einflüsse der Metaphorik auf das Denken, Handeln, Fühlen, auf Beziehungsgestaltung und Zukunftswünsche nachzeichnen, um abschließend nach der Genese der jeweiligen Schlüsselmetapher zu fragen.

4.2.1 Entwicklung

Entwicklung bedeutet etwas zu entfalten, etwas entstehen zu lassen, was noch nicht da ist. Das Ziel der Entwicklung kann offen sein oder bereits als Imagination oder Hoffnung existieren. Entwicklung beschreibt einen

zukunftsorientierten Prozess; man kann eine Entwicklung geschehen lassen, sie behindern oder aktiv vorantreiben. Soll Entwicklung stattfinden, braucht es ein freies offenes Klima. Das Schema Entwicklung bündelt sieben, in der Studie identifizierte metaphorische Konzepte; sie sind nahezu gleich verteilt zwischen Männern und Frauen. Im Folgenden werden zwei Konzepte vorgestellt, in denen die Entwicklung aufgrund unterschiedlicher Aufenthaltsdauer und Geschlecht seine spezifische Formung erfährt.

Der freie Engel

Das metaphorische Konzept »der freie Engel«¹ nimmt erst gegen Ende des Interviews mit der 42-jährigen Malika in dem von ihr gezeichneten Bild sichtbare Gestalt an. Der Engel symbolisiert ihr Wunschbild, das sie fröhlich stimmt; der Engel trägt Blumen im Haar als »Symbol von Fröhlichkeit«. »Warum ein Engel?«, frage ich. »Die sind freier wie Menschen, frei in Entscheidungen«, ist die Antwort. Frei in Entscheidungen zu sein, impliziert Entwicklungschancen.

Auch wenn der Engel erst am Ende des Interviews sichtbar wird, er war als Metaphorik schon vorher da, im Interview und im Leben der Migrantin. Sie erinnert sich, warum sie aus Marokko migriert ist: »Ich muss in ein Land, wovon ich was lerne« und »ich muss was erreichen in Deutschland«, anders gesagt: Ich muss mich entwickeln. Malika ist inzwischen 18 Jahre in Deutschland. Das Entwicklungsmotiv zeichnet sich in den Handlungsbereichen, Bildung/Beruf, Familie/Partnerschaft, soziale Netzwerke ab. Malika begann als Au pair und hat sich von dort durch den Besuch von Deutschkursen, Altenpflegeschule und Fachhochschule zur diplomierten Pflegepädagogin hochgearbeitet. Nebenher war sie erwerbstätig, die letzten fünf Jahre in der Gerontopsychiatrie von Freitag bis Sonntag; von Montag bis Donnerstag hat sie studiert. Die berufliche Entwicklung forderte eine weitere Entwicklung im Bereich von Familie/Partnerschaft. Malika hatte zwar wegen der Geburt ihres ersten Kindes das Studium der Sprachwissenschaft abgebrochen, aber trotz eines zweiten Kindes hat sie ihre berufliche Entwicklung wieder aufgenommen. Damit einher ging eine klare Arbeitsteilung mit ihrem irakischen Ehemann in der Familie: Einkaufen und Kochen ist die Domäne des Mannes, Putzen und mit den Kindern lernen ist ihre Domäne. »Wir sind sehr organisiert«, kommentiert sie. Die von Malika und ihrem Mann praktizierte

1 Die in Anführungszeichen gesetzten Begriffe und Satzteile sind wörtliche Aussagen der in die Untersuchung einbezogenen Migrant*innen.

Abb. 4: Der freie Engel mit Blumen im Haar
(Malika, 42 Jahre)



Arbeitsteilung in der Familie ist eine Absage an das tradierte Geschlechtermodell, das die Zuständigkeit für Haus- und Familienarbeit allein den Frauen zuschreibt, oft neben Ausbildung und Beruf. Ein drittes Handlungsfeld sind die sozialen Netzwerke, an denen Malika im virtuellen Raum und jenseits davon partizipiert. Via WhatsApp beraten sich die Frauen des Netzwerks in Alltagsfragen oder sie tauschen Erfahrungen aus, kurz, sie lernen voneinander. Als einen Raum, in dem Neues ausprobiert wird, schildert Malika die Frauenfeste, an denen Frauen verschiedener Nationalitäten teilnehmen. Bei diesen Festen gibt es Essen aus verschiedenen Ländern, es wird Musik, auch arabische Musik, gehört und getanzt mit »offenen Kopftüchern«, wie Malika betont. Es scheint eine Atmosphäre von Freiheit und Befreiung zu herrschen, die der Metaphorik des freien Engels entgegenkommt.

Gerade diese Frauenfeste zeigen, wie Malika zusammen mit anderen Frauen transnationale soziokulturelle Räume schafft, die quer zu Nationalgesellschaften liegen (Pries 1998, 77). In ihnen dominiert das Sowohl-als-Auch (Nassehi 2003, 205) im Hinblick auf Speisen, Musik, Bewegung. Der Körper wird zum Ort transnationalen Erlebens. Man kann diese Feste als

Transtopien sehen, in denen lokale und weit entfernte Elemente miteinander verknüpft werden (Yildiz E., 2015, 32). Transtopien ermöglichen Übergänge (ebd.), Experimente, Entwicklung. Aus Malikas Perspektive wird durch diese Feste ein neues Heimatmodell kreiert, das an Elementen verschiedener Herkunftsländer anknüpft, aber im Migrationsland situiert ist und sich auch für dessen Einflüsse öffnet. »Wir fühlen uns durch diese Feste, dass wir in unserer Heimat sind«, sagt sie und präzisiert kurz darauf, dass die Heimat in Deutschland gemeint sei.

Nicht nur das Experimentierfeld Frauenfeste, auch Malikas beruflicher Karriereweg und die Organisation der Haus- und Familienarbeit sprechen dafür, dass Malika tradierte Gendergrenzen durchbricht, wie es Brooks/Simpson auch bei anderen Migrantinnen als Migrationsmotive festgestellt haben: »[...] women seek to escape the constraints of a traditional gender order and find new freedom in their host domain« (Brooks/Simpson 2013, 161). Für Malika war die Mithilfe in der Apotheke ihrer Schwester bis zu einer Heirat vorgesehen; im Interesse selbstbestimmter Entwicklungschancen hat sie diesen Plan im Alter von 24 Jahren durchkreuzt im Bewusstsein »es gibt kein Zurück«. Ihre Neupositionierung als Frau geht mit Versuchen einher, eine Brücke zur traditionellen Frauenrolle zu schlagen. Sie gibt ihr Studium auf, weil sie ein Kind erwartet, eine Abtreibung kommt für sie nicht in Frage, sie sieht sich als Mutter verantwortlich für die Entwicklungschancen ihrer Kinder, sie lernt mit ihnen und sie will, dass auch sie »ihre Träume verwirklichen und leben wie sie möchten«. Malika versucht sich an einer lebhaften Form der Vereinbarkeit von Familie, Partnerschaft, Ausbildung und Beruf (Morokvašić 2009, 30).

Malika ist sich ihrer Entwicklung und der damit verbundenen Veränderung ihrer Persönlichkeit bewusst, schon deswegen, weil sie ihr zurückgespiegelt wird. Die Eltern meinen, erzählt sie, »dass ich hier hart geworden bin«. Hart bedeute, so Malika, »dass ich sehr seriös geworden bin, dass ich so pünktlich und genauer geworden bin«. Sie lässt diese Zuschreibungen so stehen, scheint mit den von ihr angenommenen Implikationen des Begriffs »Härte« einverstanden, vermutlich, weil sie sie in Übereinstimmung mit der von ihr gewünschten Entwicklung sieht. Entwicklung und Freiheit stehen für sie in einem engen Zusammenhang, was aus einer Äußerung hervorgeht, die von ihr sehr früh im Interview gemacht wird: »Also, Gott sei Dank, das war mein Glück irgendwie, dass ich ja mein Leben auch schon alleine gestalten und tue frei, also freie Wahl«.

Im Sinne des metaphorischen Schemas Entwicklung blickt sie in ihre Zukunft. Sie möchte weiterstudieren, den Master in Palliativ Care machen. Auch die Zukunft ihrer Kinder verbindet sie mit Freiheit und Entwicklung, wenn sie, wie erwähnt, erklärt, sie sollten ihre Träume verwirklichen.

Die Entstehung der Schlüsselmetapher »der freie Engel« könnte durch zweierlei Erfahrungen angestoßen worden sein. Malika hat erlebt, dass ihre Schwester zum Studieren nach Russland gegangen ist und ihr Bruder nach Amerika gereist ist. Territoriale Grenzüberschreitungen hat sie damit als mögliches Handeln erfahren. Im Alter von 8/9 Jahren hat sie den Film »Unser Mädchen im Ausland« gesehen. Er zeigte die Schwierigkeiten einer Migration, aber endete mit einem Happy End. Diese Geschichte habe sich tief in ihrer Erinnerung eingegraben: »Ich werde den Film auch nie, nie in meinem Leben vergessen«. Andererseits gab es einen Lebensplan für sie, der ihr Aktionsfeld auf einen begrenzten Ort beschränkt hätte, wozu sie sagte: »Es ist nicht mein Weg«. Im Wissen um Alternativen und die drohende Beschränkung vor Augen, dürfte der Entwicklungsgedanke gereift sein, der, inspiriert von kindlichen Erfahrungen, die Freiheit forderten, den bisherigen Ort zu verlassen. Die Metaphorik des »freien Engels« könnte als Leitbild gedient haben.

Alles läuft super

Die Metaphorik »alles läuft super« impliziert Bewegung, eine nach vorne gerichtete Bewegung; es stimmt die Richtung, das Tempo, es stimmen die von dieser Bewegung tangierten Bereiche. Es ist ein Prozess im Gang, der Aktivitäten voraussetzt und Anlass zur Hoffnung gibt. Ich habe dieses metaphorische Konzept dem Entwicklungsschema zugeordnet, weil aus diesem Prozess etwas Neues hervorzugehen verspricht. Das Konzept setzt auf Zukunft.

Der 21-jährige Fatih, der vor ca. drei Jahren Syrien verlassen hat, scheint die beschriebene Metaphorik für sich adaptiert zu haben, auch wenn sein Leben dazu kontrastiert. Nicht alles lief nach dem Verlassen seines Herkunftslandes super. Er wollte nach Schweden, wo sein Bruder lebt, musste aber in Deutschland bleiben. Er wurde in einem Zelt untergebracht, wo es keine Intimbereiche gab, er wurde krank. Seinen Eltern meldet(e) er: »Mir geht's gut, alles läuft super«. Er verheimlichte ihnen, dass er in einem Zelt lebte; er selbst spricht von Lüge. Er schickte nur Bilder, die außerhalb des Zeltes aufgenommen worden waren, anders gesagt: Es gab und gibt für die Familie keine Bilder, die die Metaphorik seiner verbalen Botschaft in Frage stellen könnten. In-

sofern trägt sie dazu bei, unerwünschte Realität für seine Familie, aber nicht für ihn, zu verbergen.

Gleichzeitig unternimmt Fatih Anstrengungen auf mehreren Gebieten, damit sich sein Leben entsprechend seiner Metaphorik entwickelt. Er versucht die Sprache des Migrationslandes zu lernen. Nachdem er die Aufenthaltserlaubnis erhalten hat, begann er mit einem Sprachkurs. Er nutzt ergänzend das Internet, um Wörter zu lernen, die er für die Kommunikation mit Menschen im Migrationsland nutzen kann. Er begann ein Praktikum bei einem Optiker, dem sich eine Lehre im selben Betrieb anschloss. Er betreibt Sport, um seinen Körper fit zu halten. In allen drei von ihm betriebenen Sportarten, Joggen, Schwimmen, Rennradfahren, geht es um eine nach vorne gerichtete Bewegung. Es scheint, als ob sich das Konzept »alles läuft super« auch in seinen Körper und dessen Bewegungsrichtung einschreibt. Seine Bemühungen, alles zu tun, damit es super läuft, erstrecken sich auch auf den Bereich sozialer Beziehungen. Wie erwähnt, erlernt er die Sprache des Migrationslandes, um mit seiner sozialen Umgebung ins Gespräch zu kommen. Doch das gelang ihm bislang nicht. Sein Kommentar: »Sie (junge Menschen im Migrationsland, d.A.) möchten eigentlich nicht Kontakt mit den anderen Ländern machen«. Und etwas später im Interview ergänzt er: »Manche Deutsche – vielleicht sie hassen uns«. Er verbindet diese Einschätzung mit dem Versuch, die ihm entgegenkommende emotionale Haltung zu verstehen: »Jeder Mensch, er hat das Recht zu hassen«. Er äußert Gründe, warum dieser Hass nachvollziehbar sein könnte. Vielleicht, so argumentiert er, haben manche Menschen im Migrationsland so wenig Geld, dass sie nicht verstehen und akzeptieren, wenn Migrant*innen gute Kleidung oder Kindergeld bekommen. Vor dem Hintergrund seines metaphorischen Konzepts ist zu überlegen, ob das geäußerte Verständnis nicht auch dazu dient, Wahrnehmungen, die diesem Konzept widersprechen, durch Verstehen zu entschärfen. Gleichsam in die Richtung derjenigen, die ihn und seinesgleichen vielleicht hassen, sagt er: »Wir brauchen nur eine Chance«, keine Totalversorgung, könnte man fortsetzen, nur eine Chance, um selbst dafür zu sorgen, dass es super läuft. Fatih erklärt sich als selbstverantwortlich für sein Leben, woraus er Zuversicht schöpft, die er so ausdrückt: »Ich bin noch jung, ich habe noch Zeit und ich kann was lernen«.

Lernen und Bildung sind für ihn Schlüssel zu einem gut laufenden Leben. Durch seine Migration musste er seinen Bildungsweg im Herkunftsland kurz vor dem Abitur abbrechen, aber Bildung hat für ihn ihren Wert behalten. »Man soll immer lernen, lernen, lernen«, erklärt er im Interview. Der Kontext,

in dem diese Aussage fällt, spricht dafür, dass er dieses Lernen im Sinne der Assimilationsthese (Mecheril 2007, 25) als Voraussetzung betrachtet, in der Gesellschaft des Migrationslandes erfolgreich zu agieren. Seine kritischen Beobachtungen z.B. im Hinblick auf erfahrene Ablehnungen (Römhild 2011, 21) deuten an, dass er sein Bildungspotential auch als Reflexionspotential nutzt.

In dem von Fatih geäußerten Bildungsanspruch an sich selbst, steckt entsprechend des Entwicklungsgedankens eine Zukunftsperspektive; direkt auf seine Zukunftspläne angesprochen, kommen Antworten, die auf den ersten Blick nicht zu seinem metaphorischen Konzept passen. Auf die Frage »Wie schauen Sie in die Zukunft?«, antwortet er: »Eigentlich, ich hab' keinen Plan«. Dies könnte der Unsicherheit geschuldet sein, ob er in dem Land bleiben wird/kann, wo Einiges nicht so läuft, wie er es sich wünscht insbes. im Bereich sozialer Beziehungen. Er habe noch keine deutschen Freunde gefunden, die Begegnung mit Nachbarn beschränke sich auf ein »Hallo«. In Syrien würde man Nachbarn fragen, wie es ihnen geht und ob sie Hilfe brauchen. Ganz besonders fehlt ihm seine Familie. Wäre seine Familie präsent, so Fatih, »ich kann arbeiten – ich kann schneller Deutsch reden. Verstehen Sie, was ich meine?« Ich verstehe noch nicht und er erklärt weiter, dass die Trennung von der Familie bedeute, dass er immer an sie denken müsse und dass ihn das vom Lernen ablenke, ja, dass er gar keine Lust mehr habe zu lernen. Wenn er schließlich als Wunsch für die Zukunft formuliert, dass der Krieg in Syrien zu Ende gehen soll, dann passt dies zu seinem Wunsch, mit der Familie zusammen zu sein. Das Ende des Krieges wäre die Bedingung dafür, seine Familie treffen zu können und dies wiederum wäre die Bedingung dafür, sein Leben so gestalten zu können, dass es super läuft. Insofern findet das metaphorische Konzept doch seinen Ausdruck in Fatihs Zukunftsgedanken, auch wenn es zunächst nicht so scheint.

Wann genau und durch welche Erfahrungen sich die Entwicklungsmetaphorik bei Fatih gebildet hat, dafür gibt es im Interview nur wenig Anhaltspunkte. Vielleicht spielte die Migration des Bruders eine wichtige Rolle, durch die er Entwicklung in Verbindung mit Migration erfahren hat. Auf jeden Fall dokumentiert seine eigene Migration ein Sich-in-Bewegung-Setzen in der Hoffnung auf mehr Entwicklungschancen, die er in seinem Land nicht mehr sah, denn er begründet sein Weggehen so: »Man weiß nicht, ob man dort noch leben kann oder nicht – das heißt man wird tot oder so«. Dass er seinen Entwicklungswunsch in die Behauptung »alles läuft super« verwandelt hat, könnte damit zusammenhängen, dass seiner Migration eine eigene Ent-

scheidung zugrunde lag, für die er seine Eltern gewinnen konnte und dass sich diese Entscheidung als richtig erweisen soll.

Während sich Malika, die seit 18 Jahren im Migrationsland lebt, durch Heirat, eigene Familie, Studium, Arbeitsplatz, Frauennetzwerk vielfach im Migrationsland verankert hat, konnte Fatih in den wenigen Jahren seit seiner Ankunft zwar auch einige Anker auswerfen – er hat eine eigene Wohnung, er begann eine Lehre –, aber in seinen Augen fehlt noch viel für eine erfolgreiche Entwicklung insbes. in sozialer Hinsicht. Fatih ist in seinen Vergleichen zwischen Herkunfts- und Migrationsland stark an seiner bisherigen Welt orientiert, was Strasser in Anlehnung an Friedman (Strasser 2012, 134) als Indigenisierung bezeichnet. Malika dagegen hat im »freien Engel« ein Konzept gefunden, das ihr ermöglicht, kulturelle Elemente aus den verschiedenen Ländern miteinander zu verknüpfen. Sie gestaltet ihr Leben im Sinne »bewegter Zugehörigkeiten« (Strasser 2012, 136). Auch Fatih versucht sich für neue Möglichkeiten und Begegnungen zu öffnen, stößt aber häufiger, wenn man seiner Erzählung folgt, auf kulturelle Sortiermuster (Tschernokoshewa 2005, 20), die ihn zum Anderen machen, was seine Entwicklungsmöglichkeiten hemmt. In Malikas Geschichte zeigen sich deutlich Versuche, sich als Frau neu zu positionieren, tradierte Gendergrenzen durch ihr Handeln in Frage zu stellen. Fatih scheint sich dagegen an einem tradierten Männlichkeitsideal zu orientieren, wie es nicht nur im Migrationsland, sondern vermutlich auch im Herkunftsland vorherrscht, demzufolge der Mann für ein Leben zu sorgen hat, von dem man sagen kann, »alles läuft super«.

4.2.2 Dazwischen

Das metaphorische Schema Dazwischen zeichnet sich durch verteilte Orientierungen, Beziehungen, Verpflichtungen, Rollen aus. Man muss Verschiedenes zusammenbringen, ist vielleicht hin- und hergerissen, versucht zu trennen oder zu mischen. Das jeweilige Arrangement kostet Kraft; es kann zur Überforderung werden oder auch als Gewinn erlebt werden. Das Dazwischen ist für alle interviewten Migrant*innen ein Thema; in fünf metaphorischen Konzepten des Samples wird es zum beherrschenden Thema. Vier Konzepte stammen von Frauen; eines der Konzepte von einem Mann. Ich habe zwei metaphorische Konzepte ausgewählt, die mit unterschiedlichen Erlebnis- und Handlungsformen sowie mit einer unterschiedlichen Genese der Metaphorik verknüpft sind.

Irgendwo und irgendwie in der Mitte

Die heute 44-jährige Lara, die als Studentin im Rahmen eines studentischen Austauschprogramms vor 21 Jahren von einem südeuropäischen Land ins Migrationsland Deutschland gekommen ist, sieht sich »irgendwo und irgendwie in der Mitte« zwischen Herkunfts- und Migrationsland und seinen jeweiligen Menschen und Gewohnheiten. Der Begriff »Mitte« benennt ihren Standort als räumliche und mentale Positionierung. Die Begriffe »irgendwo« und »irgendwie« relativieren die Präzisierung dieses Standorts. Lara fühlt sich mal dem einen, mal dem anderen Land und dem, was sie als typisch für das jeweilige Land wahrnimmt, näher oder ferner.

Auf der Handlungsebene zeigt sich ihre verteilte Orientierung u.a. darin, dass sie möglichst oft in die Stadt reist, in der ihre Familie und ihre Freunde leben, dass sie die großen Feste wie Weihnachten, Silvester, Neujahr und vor allem das Flamencofest dort erleben will. Der Schilderung dieses Festes, bei dem viele Familien ein eigenes Zelt haben, in das man eingeladen wird, gemeinsam singt, tanzt, isst und redet, widmet Lara eine lange Passage im Interview. Sie charakterisiert dieses Fest als soziales Ereignis »[...] man redet, man redet viel, man unterhält sich viel, man trinkt [...], jeder lädt jeden ein [...]«.

Die Mitte, in der Lara sich sieht, animiert sie immer wieder zu Vergleichen; besonders ausführlich geht sie auf den Vergleich von Essgewohnheiten ein. Sie betont die soziale Dimension, die das Essen in Spanien habe und die auch ihr wichtig sei: »Ich gehe essen, nicht wegen des Essens, sondern damit man miteinander redet«. Sie zähle vor ihren Flügen ins Herkunftsland die Sonntage, weil es die einzigen Tage seien, an denen der berufstätige Vater gemeinsam mit der Familie frühstücke. Lara schildert die Verbindung von Essen und Kommunikation als kulturellen Code einer Lebenswelt, in die sie hineingeboren wurde und den sie zu ihrem eigenen Code gemacht hat. Sie sagt: »[...] allein essen ist für mich wie eine Folter, das ist grausam, das ist traurig«.

Diesem Code stellt sie ihre Erfahrungen am Arbeitsplatz im Migrationsland gegenüber. Die Kolleg*innen gingen zwar gemeinsam essen, aber sie redeten nicht während des Essens und »wenn sie fertig sind, dann warten sie auch nicht, dass die anderen fertig sind mit dem Essen, sondern sie stehen auf und sie gehen«. Damit entfällt für Lara der kommunikative Gehalt des Essens. Sie empfindet solches Verhalten als respektlos. In dieser Situation ist

sie nicht in der Mitte, sondern am Rande. Manchmal ziehe sie es vor, alleine im Büro zu essen und eine spanische Zeitung zu lesen.

Was ihre Freizeitbeziehungen angeht, bevorzugt Lara Beziehungen mit Menschen, die ebenfalls zugewandert sind; das wechselseitige Verstehen sei leichter, weil man mit denselben Problemen konfrontiert sei und »das sind nicht wenige«. Ähnliches erzählen auch andere, in der Studie sich äussernde Migrant*innen. Neben den geteilten Erfahrungen als Basis der Kommunikation dürfte die Attraktivität gemischter Gruppen damit zusammenhängen, dass die Dichotomie deutsch und nicht-deutsch wenig Sinn macht, ja, dass nationale Zuordnungen an Bedeutung verlieren, weil Erfahrungen, Praktiken, Orientierung aus verschiedenen Teilen der Welt in Beziehung zueinander gesetzt werden und sich neue Muster im Sinne von Transtopien herausbilden können (Yildiz E. 2015, 32).

Ob es sich um die Feste im Herkunftsland, um die Essgewohnheiten der Kolleg*innen oder um soziale Netze in der Freizeit handelt, Lara erlebt diese Situationen vom Standpunkt ihrer Metaphorik aus, durch die der Blick auf das Eine immer durch den Filter des Anderen läuft.

»Irgendwo und irgendwie in der Mitte« zu sein, ist für Lara kein privilegierter Standort, um nun auf ihre mental-emotionale Haltung zu kommen. Sie erklärt: »Ich gehöre zu keinem Land und das ist das Problem. Ich bin irgendwo in der Mitte [...], so traurig es klingt«. Das spricht für ein Dilemma. Weder ist die Position in der Mitte das, was Lara glücklich macht, noch besitzt eines der beiden Länder so viel Attraktivität, um sich ihm ausschließlich zugehörig zu fühlen. Im Migrationsland vermisst sie das Soziale und die südliche Sonne, im Herkunftsland stören sie Strukturen und Handlungsmuster im Businessbereich: »Es ist Chaos pur«. Die Arbeitssituation im Migrationsland ist das, was sie am stärksten an dieses Land binde.

Ihr Blick in die Zukunft offenbart sich in ihrer Visualisierung. Zu sehen ist darauf vor allem, was sie im Migrationsland vermisst und nur teilweise kompensieren kann: die südliche Sonne, das Meer, das Essen mit Freunden. Lediglich das aufgeschlagene Buch, das den Wunsch zu lernen symbolisiert, repräsentiert einen Zukunftswunsch, der sich im Migrationsland zufriedenstellend erfüllen lässt. Als Ersatz für das Meer gibt es in der Stadt, in der sie lebt, einen Fluss, auf dem sie Kajak fährt. Nicht zu sehen sind Menschen auf diesem Bild, nicht einmal sie selbst ist präsent. Ist das der visuelle Ausdruck für das Irgendwo und Irgendwie ihrer Existenz?

Wie könnte Laras metaphorisches Konzept entstanden sein? Eine Rolle dafür könnte spielen, dass sie sich nicht aus eigenem Antrieb für das Migra-

Abb. 5: Was fehlt und vermisst wird (Lara, 44 Jahre)



tionsland entschieden hat, sondern der Empfehlung eines Lehrers gefolgt ist. Sie muss nicht beweisen wie Fatih (4.2.1), dass sie eine richtige Entscheidung getroffen hat; sie kann sich eine kritische Distanz zum Migrationsland erlauben, die möglicherweise durch Kindheitserlebnisse unterstützt wird, die Lara zu Beginn des Interviews erzählt. Sie erlebte Menschen des Migrationslandes als Touristen am Strand, wo sie mit ihren Eltern Wochenenden und Ferien verbrachte. Der Lebensstil dieser Touristen widersprach dem Lebensstil der einheimischen Bevölkerung. Bereits um 7 Uhr abends, als sie und andere Kinder noch am Strand spielten, seien die deutschen Touristen »frisch geduscht und schon gut gekleidet mit weißen Socken und Sandalen« am Strand spazieren gegangen auf dem Weg zum Essen. »Wow, da gehen schon die Deutschen spazieren«, klingt, als ob es eine geflügelte Rede gewesen wäre, die von Irritation und etwas Spott begleitet war. »Wir haben nur ein bisschen gelacht«, erinnert sich Lara. Durch ihre Migration ist sie dem Land mit seinen, sich teilweise merkwürdig verhaltenden Menschen räumlich näher gekommen, aber noch immer gibt es dort Vieles, was sie irritiert oder stört. Durch ihre Position in der Mitte gewinnt sie Distanz, eine flexible Distanz, was sich in den

Worten »irgendwie« und »irgendwo« vermittelt, wodurch diese Position lebbar wird, auch wenn sie in ihren Augen nicht optimal ist.

Dazwischen

Auch die 29-jährige Elena positioniert sich zwischen Herkunfts- und Migrationsland. Im Unterschied zu Lara gibt ihr diese Positionierung aber nicht das Gefühl, nirgendwo dazuzugehören, sie sieht sich in beiden Ländern verankert. Zwar ist sie erst seit 3 Jahren in Deutschland, aber ihre Geschichte mit dem Migrationsland ist älter. Schon als Kind hat sie an einem Wettbewerb im Fach Deutsch teilgenommen; später hat sie in Belarus, ihrem Herkunftsland, Germanistik studiert. Sie hat sich, umgeben von der Lebenswelt, in der sie aufwuchs, dem späteren Migrationsland gedanklich-emotional angenähert. Beide Welten hat sie als miteinander vereinbar erlebt, ein Erleben, das weiterwirkt, auch wenn sie durch die mittlerweile eingenommene Zwischenposition verstärkt auf Unterschiede getroffen ist.

Elena lebt ihr Dazwischen physisch und kommunikativ. Zweimal im Jahr besucht sie für jeweils zwei Wochen ihre Großmutter in Belarus. In der Zwischenzeit telefoniert sie täglich mit ihr, lässt sie an ihrem Leben im Migrationsland teilhaben und versucht ihr das Gefühl zu geben, »ich bin jetzt nicht irgendwo weit weg, sondern dass ich in der Nähe bin und mich um sie kümmerne und mich für ihr Leben interessiere«. Wenn sie nach einem langen Flug auch physisch in Belarus ankommt, taucht sie in den Alltag dort ein, aber nicht ganz. Sie wird zur Beobachterin, deren Perspektive sich auch aus den Erfahrungen des Migrationslandes speist. »Ich spüre schon, dass ich aus Deutschland komme«, sagt sie. Der Perspektivenwechsel lässt für sie, wie auch bei Lara zu erkennen war, Unterschiede deutlicher hervortreten. So sei ihr aufgefallen, dass in ihrem Herkunftsland die körperliche und kommunikative Distanz zwischen Menschen geringer ist, dass einem Andere rasch näher kommen, zu nah in ihren Augen, was sie nicht als freundlichen Akt wertet. Im öffentlichen Raum würden sich Fremde ungebeten in Gespräche einmischen, die sie mit ihrer Großmutter führe oder man würde angerempelt werden, ohne dass sich jemand entschuldigt. Im Unterschied dazu erlebe sie die »Standardeinstellung« in Deutschland als freundlich, was sie daran festmacht, dass man sich in der U-Bahn anlächelt, sich bedankt und entschuldigt.

Ausführlich geht Elena auf wahrgenommene Unterschiede zwischen Herkunfts- und Migrationsland bezüglich Frauenrolle und Geschlechterbeziehungen ein. In Belarus sei es nicht nur üblich, sondern ein Muß »dass

eine Frau mit 25 heiratet«. Frauen würden nach ihrem Äußeren, nicht nach ihrer Persönlichkeit beurteilt werden. Rock, hochhackige Schuhe, Make-up seien selbstverständlich. Einen Teil dieser Selbstverständlichkeiten habe sie auch in ihren Alltag im Migrationsland transformiert; sie sei die am stärksten geschminkte Frau im Büro. »Ohne Make-up einfach ins Büro zu kommen, d.h. ohne Foundation, ohne geschminkte Lippen, das kann ich mir wirklich nicht vorstellen«, erklärt sie. Make-up und geschminkte Lippen sind dieser Aussage zufolge die Grundlage ihres äußeren Erscheinungsbildes. Anderes dagegen habe sie abgelegt. Sie kleide sich nicht nur im Migrationsland, sondern auch in Belarus primär bequem, im Winter z.B. trage sie keine Stiefel mit hohen Absätzen, keine Röcke, sondern Daunenjacke, Stiefel mit flachen Absätzen, Jeans, Mütze; sie benutze in Belarus kein Make-up, da sie dort nicht ins Büro gehe. »Da fühle ich mich eher wie eine Deutsche«, meint sie. Der Körper wird in Elenas Schilderung zu einem Schauplatz des Dazwischen; er verändert sich je nach Situation, ohne ganz die Ideale bzw. Erwartungen der einen oder anderen Situation zu adaptieren (Müller 2019, 64). Die Metaphorik des Dazwischen äußert sich schließlich auch darin, dass sie sich dem Muss zu einer frühen Heirat durch Migration zu entziehen suchte und sich in ein Land begab, von dem sie annahm, dass es dort weniger diesbezüglichen Druck gibt. Die Strategie, durch Migration die tradierte Genderordnung aufzubrechen, die sich bei der aus Marokko stammenden Malika zeigt, entspricht dem, was Brooks/Simpson ebenso bei den aus Polen stammenden Migrantinnen festgestellt haben (Brooks/Simpson 2013, 161).

Die Wirkung der Metaphorik auf die mental-emotionale Haltung offenbart sich am deutlichsten in Elenas Visualisierung, die ich am Ende des Abschnitts 2.2 im Zusammenhang mit der These eingefügt habe, dass Migrant*innen aus mehreren kulturellen Quellen schöpfen. Elena platziert sich darin zwischen zwei Gebäuden, auf die sie jeweils »Zuhause« geschrieben hat. Füße und Arme weisen in beide Richtungen. Sie trägt einen Rock, denn »zu einem Mädchen gehört ein Rock«, wodurch sich Elena in die Tradition ihres Herkunftslandes stellt. Andererseits bringt sie an ihrem Kopf einen Pfeil an, der in Richtung des Migrationslandes weist, was den zukünftigen Weg ankündigt. Im Migrationsland habe sie nicht nur einen Arbeitsplatz gefunden, sondern auch geheiratet und sie denkt daran, eine eigene Familie zu gründen. Nichtsdestotrotz sagt sie: »Belarus, also meine Heimat, das gehört zu meinem kulturellen Gepäck«. Sie habe dieses Gepäck hinter sich gelassen, es befinde sich »hinter ihren Schultern« und stehe ihr dennoch

bei. Über ihrem Kopf schwebt eine lachende Sonne. Elena bejaht dieses Dazwischen; es ist ihr Lebensmodell.

Es kommt nicht überraschend, wenn sie sagt, »meine Zukunft verbinde ich jetzt mit Deutschland«, aber ihren zukünftigen Kindern würde sie russische Märchen zum Lesen geben, damit sie sich mit der Kultur ihres Herkunftslands vertraut machen und sie würde mit ihnen nach Belarus fahren »und ihnen mein Land zeigen«. Sie sagt »mein Land«, d.h. sie gibt dieses Land nicht auf, auch wenn sie ihre Zukunft anderswo sieht.

Die Metaphorik »Dazwischen« hat sich bei Elena von lange her angebahnt. Wie erwähnt, hat sie als Kind an einem Wettbewerb im Fach Deutsch teilgenommen und einen Preis gewonnen. Sie studierte Germanistik. Mit 18 Jahren unternahm sie eine Busreise in verschiedene europäische Länder; es folgten Sprachkurse in Deutsch, die Entdeckung deutscher Wörterbücher wie »Duden oder Langenscheidt, das war goldwert«. Das Migrationsland war für sie von klein auf positiv besetzt und blieb das auch nach ihrer Migration. Zugleich blieb sie ihrem Herkunftsland verbunden, was nicht ausschließt, dass sie durch ihre Zwischenposition dort Phänomene entdeckt, die sie kritisiert, aber, sie sagt es ausdrücklich: »Ich bin trotzdem eine Russin«. Der Perspektivenwechsel, den sie aus ihrer Zwischenposition heraus vornimmt, schärft nicht nur ihren Blick für die Besonderheiten da und dort, sondern fordert auch die Entwicklung von Praktiken, die dazu dienen, Elemente aus beiden Bereichen, so miteinander zu verbinden oder nebeneinander stehen zu lassen, dass sie das Dazwischen als Lebensmodell definieren kann. Sie spricht dies selbst an, wenn sie erklärt, man brauche »Flexibilität«, um »das Leben vollkommen neu (zu) organisieren«.

Sowohl Lara als auch Elena gestalten ihr gegenwärtiges Leben im Zeichen des Dazwischen. Lara ist nach 21 Jahren Aufenthalt im Migrationsland immer noch »irgendwo und irgendwie in der Mitte«, was in ihren Augen ein beunruhigender Zustand ist; sie nennt ihn »traurig«. Elena dagegen hat im Dazwischen einen gesicherten Platz gefunden, mit dem sie einverstanden ist. Lara kann in ihren Alltag nicht transformieren, was für sie von Bedeutung ist z.B. das Essen als soziales Ereignis, Elena dagegen sortiert aus, lässt zurück, was ihr nicht gefällt und nimmt mit, woran sie Freude hat, um es in ihren neuen Alltag zu integrieren z.B. die geschminkten Lippen. Lara beschreibt ihr Strategien zur Transformation liebgewordener Gewohnheiten als gescheitert; Elena betrachtet ihre Fähigkeit zur Flexibilität und ihre Planungskompetenz als erfolgversprechende Strategien zur Neuorganisation ihres Alltags im Migrationsland. Lara und Elena hatten einen jeweils anderen Zugang zum Mi-

grationsland. Lara kam fast zufällig nach Deutschland aufgrund einer Empfehlung durch einen Lehrer; sie wusste nicht, was sie erwartet. Elena dagegen hat sich allmählich und aufgrund eigenen Interesses dem Migrationsland angenähert. Sie war mit dessen Sprache, dessen Literatur und Kultur vertraut, bevor sie ihr Herkunftsland verließ. Sie wusste in etwa, was sie erwartet und sie wollte sich genau dem öffnen.

4.2.3 Kämpferisch

Der Begriff »kämpferisch« leitet sich vom lateinischen *campus*, flaches Feld, Schlachtfeld ab. Übertragen auf die zivile Wirklichkeit impliziert eine kämpferische Haltung die Überzeugung, dass sich etwas verändern soll, dass es eine Diskrepanz zwischen den Bedürfnissen eines Individuums oder eines Kollektivs und dem Status quo gibt. Man wehrt sich gegen etwas, tritt für etwas ein, zeigt Mut, Hindernisse sollen überwunden werden, man will siegen. Es gibt ein Ziel. Kämpferisches Handeln korrespondiert mit einem kritischen Bewusstsein, mit einem Kampfgeist, der Entschlossenheit fordert, kein Zögern und Zweifeln duldet. Der Kampfgeist kann sich auf ein politisches Programm, auf eine Ideologie, eine Philosophie oder auf Alltagserfahrungen stützen.

Sechs metaphorische Konzepte wurden dem Schema »kämpferisch« zugeordnet. Auffallend oft sind es Frauen, deren Denken und Handeln dieser Metaphorik folgen (vier Frauen, zwei Männer). Alle sechs Konzepte stammen von Migrant*innen, die aus verschiedenen afrikanischen Ländern, in einem Fall aus einem nordafrikanischen Land zugewandert sind. Ich habe für die Präsentation drei Konzepte ausgewählt, zwei davon haben einen ausdrücklich politischen Charakter, ein Konzept repräsentiert einen auf die eigene Biografie und die Familie bezogenen Lebenskampf.

Eine Lobby errichten

Eine Lobby ist eine Empfangshalle, eine Halle des Ankommens, zu der man Zutritt hat und in der man willkommen ist. In einer Lobby empfangen zu werden, drückt Wertschätzung demjenigen gegenüber aus, der empfangen wird.

Für den 53-jährigen Amar, der aus dem Senegal kommend, nach einem Studienaufenthalt in Frankreich nach Deutschland zugewandert ist, ist die Frage »wie kann ich Lobbyarbeit machen?« zur zentralen Lebens- und Berufsfrage geworden. Er strebt diese Lobby mitsamt ihren Implikationen für

Menschen aus afrikanischen Ländern an. Es geht ihm darum, dass diese Menschen im Migrationsland Deutschland einen Raum der Anerkennung finden, in dem sie sich willkommen und sicher fühlen. Die Lobby ist aus metaphorischer Sicht der Quellbereich; die Anerkennung von Menschen schwarzer Hautfarbe der Zielbereich. Diese Metaphorik prägt sein Handeln. Amar ist in einer Reihe von Initiativen, Beiräten, Kampagnen tätig bzw. hat solche mitbegründet. Um nur einige Beispiele für diese Aktivitäten zu nennen: Er ist Mitglied im Gründungsvorstand des Migrationsrates in einem deutschen Bundesland, Mitbegründer des Landesbeirats für Integration und Migration, hat die Kampagne »No go Area Germany« nach einem Angriff auf einen Äthiopier initiiert, hat Anzeige gegen eine deutsche Tageszeitung wegen einer dort publizierten Karikatur, die er als rassistisch wertete, gestellt. Diese Aktivitäten zeugen von einem Kampfgeist, der auf politischer Ebene angesiedelt, sich gegen Diskriminierung richtet und für Gerechtigkeit eintritt.

Als er selbst von einer Gruppe rechtsextremer Jugendlicher rätlich angegriffen wurde, wählte er ebenfalls die politische Form des Protests. Er schrieb an Kommunalpolitiker und pochte auf sein Recht, sich im Migrationsland frei und ohne Angst bewegen zu können; anders gesagt, er appellierte an deren Verantwortung, die Empfangshalle für ihn zu sichern.

Auch in seinem beruflichen Handeln zeigt sich die Wirksamkeit der Metaphorik. Amar leitet eine Institution für interkulturelle Jugendhilfe und arbeitet dort mit Familien aus verschiedenen Ländern, insbes. aus afrikanischen Ländern. Als Arbeitsziel nennt er die Unterstützung dieser Familien; im Detail beschreibt er die Unterstützung als Stärkung von Erziehungskompetenzen und als Versuche, die Auseinandersetzung mit Familienstrukturen und Geschlechterverhältnissen anzuregen. Gewalt in der Kindererziehung oder die Unterordnung von Frauen in Partnerschaften sieht er, wenn er auf sie trifft, als zu verändernde Phänomene. Das Kämpferische zeigt sich bei Amar auf zwei Handlungsebenen: Er kämpft gegen tradierte kulturelle Ordnungen sowohl im Herkunfts- als auch im Migrationsland. Die Anerkennung, die Menschen schwarzer Hautfarbe im öffentlichen Raum des Migrationslandes erfahren sollen, muss sich, so interpretiere ich, auf der familialen Ebene im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Ehepartnern reproduzieren.

Um eine Lobby errichten zu können, muss Amar denen nahe sein, die Einfluss in diese Lobby finden sollen. Er muss ihre Bedürfnisse, ihre Erfahrungen, ihre Probleme kennen. Amar gewinnt diese Einsichten nicht nur im Beruf, sondern darüber hinaus durch seine Teilnahme an geselligen Ereignis-

sen wie am Fastenbrechenfest, am Zuckerfest, am Fest zur Namensgebung bei Geburten und an Trauerfeiern in der Moschee. Für die dabei erfahrene Nähe findet er Worte wie, das sei »ein Stück von unserem sozialen Leben« und drücke aus, »dass wir zusammengehören«. Das Zusammensein und der Austausch mit seiner Community dürfte Gelegenheiten bieten, in denen Amar neue Ideen für seine Lobbyarbeit schöpft. Wenn dem so ist, dann zeigt das, dass man von einem »metaphorizing« (Müller 2019. 62ff.) sprechen kann, von einer Metaphernbildung als Prozess, die in vielfältige interaktive Bezüge eingebettet ist.

Auf mental-emotionaler Ebene positioniert sich Amar klar im Sinne seines metaphorischen Konzepts. Es ginge ihm um die Bekämpfung von Rassismus, von Diskriminierung, um die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte, um den Kampf für Gerechtigkeit, erklärt er.

Angesichts der Handlungsstrategien, der Beziehungsgestaltung, der mental-emotionalen Haltung, die Amar im Kontext seiner kämpferischen Metaphorik verankert, überrascht es, wenn er auf seine Zukunft angesprochen, antwortet: »Ich möchte so schnell wie möglich Rentner werden. Ich möchte nach Afrika zurück, wenn ich Rentner werde, weil ich fühle mich besser aufgehoben«. Diese Aussage ist von einem Lachen begleitet, das bedeuten könnte, dass er diesen Wunsch selbst in Widerspruch zu seinen vielen politischen Zielen im Migrationsland sieht und/oder dass er erkennt, wie sehr dieser Wunsch die Interviewerin überrascht. Aber er führt dieses mögliche spätere Leben im Herkunftsland genauer aus, was wiederum dafür spricht, dass dieser Möglichkeit eine ernsthafte Überlegung zugrunde liegt. Im Metaphernansatz wird darauf verwiesen, dass sich Menschen an verschiedenen, auch widersprüchlichen Konzepten orientieren können (Schmitt 2017, 454). Der metaphorische Charakter des Widerspruchs ist in Amars Zukunftsperspektiven implizit enthalten. Die Metaphorik lautet: Nicht-Kampf.

Das metaphorische Konzept Amars folgt zwei Erfahrungssträngen, die ihre Genese begründen. Zum einen hat Amar selbst das Gegenteil von dem erfahren, was er heute als sein Konzept definiert: die Verweigerung von Anerkennung. Er wurde nach seiner Ankunft in Deutschland verlacht und verspottet. Man hat mit dem Finger auf ihn gezeigt, er wurde angegriffen. Das Fehlen einer Lobby könnte ihm das Erfordernis einer solchen besonders deutlich vor Augen geführt haben, was ihn veranlasst haben mag, die Lobby zu seinem Leitbild zu machen.

Eine weitere Ressource für seine Metaphorik sehe ich in seiner akademischen Auseinandersetzung mit der Ontologie Martin Heideggers im Rahmen seines Philosophiestudiums. Er bezieht sich im Interview ausdrücklich auf die Ontologie als die Wissenschaft des Seienden, weist es aber von sich, dass sein aktuelles Denken und Handeln davon geprägt ist, »weil ich bin mehr praxisorientiert«, begründet er. Ich sehe ihn nicht so weit entfernt von diesen philosophischen Wurzeln, hebt die Wissenschaft des Seienden doch auf Praxis ab. Sie fordert die Befreiung des Menschen zu seinen eigenen Möglichkeiten hin. Diese Forderung korrespondiert mit den Fragen, die sich Amar als politisch engagierter Mensch und als Pädagoge stellt, nämlich: Was kann ich für meine Community tun? Wie kann ich etwas bewegen? Wie kann ich Familien unterstützen, die in Not sind?

Die Welt bewegen

Das metaphorische Konzept »die Welt bewegen« ist ebenfalls politisch orientiert. Bewegung impliziert Veränderung. Während Amar die allgemeine Situation von Menschen dunkler Hautfarbe im Migrationsland verbessern will, zielt Anina, die dem Konzept »die Welt bewegen« folgt, auf einen bestimmten Ausschnitt soziopolitischer Wirklichkeit, nämlich auf die Veränderung der Geschlechterverhältnisse in muslimischen Gemeinschaften, die weltweit verstreut sind. Als Ansatzpunkte der Veränderungen nennt sie Zwangsheiraten sowie den Zwang zum Tragen eines Kopftuchs.

Aninas Veränderungshandeln bezog sich zunächst auf sich selbst. Sie flüchtete mit 15 Jahren aufgrund der Kopftuch-Fatwa aus ihrem Herkunftsland Algerien nach Tunesien und reiste von dort nach Frankreich. Sie begann in Frankreich Jura zu studieren, um später bei der UNO zu arbeiten und »die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen durchzusetzen«. Sie brach das Studium ab, nachdem sie in einen Konflikt mit einer Dozentin geraten war, die sie, wie sie erzählt, als arabische Frau diskriminierte (s. 3.2.2). Sie ging nach Deutschland und studierte Übersetzungswissenschaft, immer noch im Hinblick auf eine spätere Tätigkeit in einer internationalen Organisation. Weil ihr dies bislang nicht gelungen ist, agiert sie vorerst auf kleineren Bühnen. Sie arbeitet freiberuflich im Rahmen eines Präventionsprogramms vorwiegend mit arabischen Jugendlichen in Schulen und Gefängnissen zu den Themen Patriarchat, Gleichberechtigung, Religion und berät Lehrerinnen, die mit Problemen muslimischer Mädchen konfrontiert sind. Es seien vor allem die muslimischen Mädchen, für die sie sich engagie-

re, ihnen wolle sie einen anderen Weg zeigen. Sie habe die Petition gegen das Kinderkopftuch initiiert, weil sie das Kopftuch als Symbol dafür betrachte, dass Mädchen »auch (.) körperlich gar nicht mehr existieren« und sie sich frage, »was hat denn das später für eine Folge auf das Frauenbild, auf die Teilhabe von Frauen in der Gesellschaft, auf das Zusammenleben [...]?«.

Anina hat nach dem Verlassen ihres Herkunftslandes wiederholt in sozialen Netzwerken gelebt, aus denen Anstöße für die Weiterentwicklung ihrer Metaphorik gekommen sein dürften. Zuerst wurde sie von tunesischen Feministinnen aufgenommen; in Frankreich hatte sie ebenfalls enge Kontakte zu Feministinnen. Sie gründete mit anderen zusammen einen Verein mit dem Ziel, algerische Künstler*innen nach Frankreich einzuladen, die die politische Situation in Algerien thematisierten. Darüber hinaus stand und steht sie in engem Kontakt mit ihrer Familie, die sie als feministisch orientiert charakterisiert, was ihren Kampfgeist vermutlich ebenfalls gestärkt hat.

Auf der mental-emotionalen Ebene zeigen sich Reflexion und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen als Säulen des metaphorischen Konzepts, die Anina bereits als Jugendliche entwickelt hat. Sie reflektierte zunächst ihre eigene Lebenssituation, sah sich im Kontext einer muslimisch-patriarchalen Gesellschaft auf einen vergeschlechtlichten Körper reduziert, woraus ihr Entschluss resultierte »ich muss stark werden als Mensch, als Person«. In der Bildung sah sie ihre »Rettung«, weil sie ihr ermögliche, so ihre Einschätzung, den Männern zu zeigen »ja, du denkst, dass du, weil du ein Mann bist, bist du stärker und ich kann dir zeigen, diese körperliche Stärke ist nicht alles«. »Ich bin eine kleine Rebellin«, sagt sie von sich selbst. Als die Rebellin erkannte, dass sie vor dem Zugriff politisch-religiöser Kräfte nicht mehr sicher war, verließ sie ihr Land, ohne ihre Einsichten aufzugeben. Sie weitete ihr Verantwortungsgefühl vielmehr aus, bezog es auf die junge Generation generell. »Ich fühle mich halt einfach verantwortlich für die kommende Generation«, erklärt sie. Für sie und vor allem für die Mädchen dieser Generation wolle sie die Welt bewegen.

Aninas Zukunftsvisionen werden sichtbar in dem Bild, das sie als Antwort auf die Frage »wer bin ich als jemand, der im Kontakt mit verschiedenen Ländern/Kulturen ist?« zeichnet.

Die weibliche Person trägt ein Plakat mit der Aufschrift »Nie vergessen, nie aufgeben. Frauenrechte sind Menschenrechte«. Aber nicht dieser Aufruf ist es, auf den Anina in ihrem Kommentar eingeht. Sie betont vielmehr die körperliche Erscheinung der gezeichneten Figur, die als Frau sichtbar und wahrgenommen werden will. Deshalb trägt sie einen Rock, »eigentlich sollte

Abb. 6: »Hätte ich einen roten Stift gehabt [...]« (Anina, 38 Jahre)



ich einen kurzen roten Minirock zeichnen. Das hätte richtig gepasst«, kommentiert sie. Sie weist darauf hin, dass die Frau auf dem Bild einen flachen und einen hochhackigen Schuh trage, der die »weibliche Seite« symbolisiere und »die muss auf jeden Fall präsent« sein. Sie bedauert, dass sie zum Zeichnen nur einen schwarzen Stift zur Verfügung hatte: »Hätte ich einen roten Stift gehabt, hätte ich einen roten Lippenstift auch gesetzt«. Anina hat eine Frau gezeichnet und sie verbal mit zusätzlichen Attributen ausgestattet, die in patriarchalen Gesellschaften, so sagt sie, als eine Frau wahrgenommen worden wäre, die Männer »anmacht«. Doch das wäre in diesem Fall ein Fehlschluss. Ihre Figur verbindet Weiblichkeit mit dem Anspruch auf Menschenrechte. Darin sei der »rebellische Akt« zu sehen. Das Kämpferische drücke sich in einem Lächeln aus, das sich in der einen Gesichtshälfte zeige; die andere sollte traurig aussehen angesichts der Tatsache, »dass sie immer noch für die Gleichberechtigung kämpfen muss«.

Anina ist noch nicht auf internationaler Ebene angekommen, wo sie sich wünscht, diesen Kampf zu führen. Das Bild visualisiert auch Aninas Handlungsmaxime, die lautet: »Wenn ich die Welt von oben nicht bewegen kann,

dann versuche ich sie doch mal von unten zu bewegen«, in Workshops, in Gesprächen, Beratungen, Trainings.

Die Welt zu bewegen, war bereits ein Ziel in Aninas Herkunftsfamilie. »Ich komme aus einer feministischen Familie«, erzählt sie, für die es selbstverständlich gewesen sei, am Weltfrauentag zu demonstrieren. In dieser Familie war, so darf man annehmen, der Grundstein ihres metaphorischen Konzepts gelegt worden, das in Auseinandersetzungen mit selbst erfahrenen Diskriminierungen und in Begegnungen in feministischen Kreisen im späteren Leben weiterentwickelt worden war.

Nach vorne schauen, Kopf hoch

Während bei Amar und Anina das Kämpferische zwar auch eine biografische Komponente hat, aber primär als politische Haltung beschrieben wird, bezieht sich Lila, die, so meine Interpretation, dem metaphorischen Konzept »nach vorne schauen, Kopf hoch« folgt, ihren Kampfgeist auf den privaten Kontext. Das heißt nicht, dass dieses Konzept keine politischen Konsequenzen hätte, rüttelt es doch an sozialen Strukturen, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Es gibt Gründe im Leben von Lila für die ihrer Metaphorik entspringenden Aufforderung, nach vorne und nicht zurück zu schauen, den Kopf zu erheben und nicht hängen zu lassen wie den Tod der Mutter, worüber Lila gleich zu Beginn des Interviews spricht, das Scheitern ihrer Ehe im Migrationsland, die Angst, dass ihr das Sorgerecht für ihren Sohn entzogen werden könnte. Lilas Metaphorik setzt auf Kraft. Quellbereich ist aus metaphortheoretischer Sicht die körperliche Kraft, Zielbereich die Kraft des Denkens, Fühlens und Handelns.

Auf der Handlungsebene finden sich eine Reihe von Beispielen, wie Lila immer wieder versucht, bedrohliche Situationen hinter sich zu lassen und nach vorne zu schauen. Als sie merkte, dass ihre Ehe zu kriseln begann, sei sie zunächst »total am Boden gewesen«. Sie habe geweint, aber dann habe sie sich gesagt: »Okay, es reicht. Ich muss was tun«. Sie agierte nicht spontan, sondern ging systematisch vor. Um im Fall einer Trennung das Sorgerecht für ihren Sohn zu bekommen, brauche sie eigenes Geld, habe sie überlegt und dafür brauche sie einen Job. Als sie einen Job als Spülerin gefunden hatte, sei ihre »Power« zurückgekommen und sie habe ihren Noch-Ehemann konfrontiert: »Ich nehme mein Kind. Du kannst ihn am Wochenende schon besuchen«.

»Nach vorne schauen, Kopf hoch«, dieses Bild begleitete auch ihr spätere Bewerbung für einen Ausbildungsplatz in einem Pflegehelfer*innenkurs. Im

Bewerbungsgespräch habe ihr Gesprächspartner gezweifelt, ob sie aufgrund ihrer geringen Deutschkenntnisse für diese Tätigkeit geeignet sei. Lila antwortete: »Mein Deutsch ist nicht gut, Deutsch pflegt keine Leute [...], und Ihr Deutsch ist auch nicht so gut (der Mann sprach Dialekt, d.A.). Ja, gib mir einfach eine Chance!«. Sie habe die Chance bekommen. Aus Lilas Worten spricht die Entschlossenheit, das von ihr gesetzte Ziel zu erreichen. Als ihr Gegenüber die Erreichbarkeit in Zweifel zieht, geht sie zum Angriff über, sie zeigt sich als Kämpferin und ist erfolgreich. Diese Erfahrung dürfte das Kämpferische in ihr gestärkt haben.

Neben solchen Erfolgen habe sie seit ihrer Ankunft im Migrationsland zahlreiche Abwertungen und Ablehnungen erfahren, vor denen sie aber nicht kapituliert, sondern folgende Position entwickelt habe: »[...] weil ich bin so ein Mensch, wenn du mich akzeptierst, ich akzeptiere, wenn du mich nicht akzeptierst, das ist dein Problem«. Auf diese Weise entgeht sie der Gefahr, sich klein zu fühlen; sie bleibt vielmehr auf Augenhöhe mit denen, die sich über sie zu stellen versuchen und behält ihre Würde.

Es gibt Hinweise, dass sie für die Aufrechterhaltung ihres Kampfgeistes soziale Unterstützung braucht und bekommt z.B. in den täglichen Telefonaten via WhatsApp mit ihrer besten Freundin, die in Kanada lebt oder auch in den häufigen Gesprächen mit ihrer jüngeren Schwester in Uganda, in denen sie viel Zuneigung erfährt, die als Gegenpol zu erfahrenen Ablehnungen wirkt und in denen sie darüber hinaus als Kämpferin gefragt ist. Lila will die Schwester davon abhalten, in die tradierte Frauenrolle zu schlüpfen und spornt sie daher an, ihre Studium erfolgreich abzuschließen. Sie warne sie: »Wenn du ein Kind kriegst, ist es nicht so lustig«, stattdessen fordere sie von ihr, ihren Master zu machen, »sie soll Gas geben«. Die kämpferische Metaphorik, so vermittelt das Beispiel, prägt auch die Interaktion mit Familienmitgliedern, die in anderen Teilen der Welt leben, sie wirkt transnational (Levitt/Glick/Schiller 2009, 182).

Lilas Emotionalität zeigt sich im Interview sehr deutlich durch wechselnde Stimmungen, je nachdem, welche Situationen sie schildert. Manchmal lacht sie unbeschwert, dann wieder wird ihre Stimme leise und traurig. Lila verschweigt nicht, wie sehr sie Zurückweisungen belasten, die sie im Migrationsland erlebt (hat). Sie spricht wiederholt davon, dass sie geweint habe, aber sie benennt auch Perspektiven, Praktiken und Kraftquellen, die sie nach vorne schauen lassen z.B. »man muss auch positiv denken, nicht immer negativ«, »ich bin stark«, »man muss immer kämpfen« und »education is the key«.

Obschon Lila erfahren musste, das ihr Bachelor in Personalmanagement, den sie in Uganda erworben hatte, im Migrationsland keine Anerkennung fand, sieht sie in der Bildung den Schlüssel für eine erfolgreiche Lebensgestaltung. Sie versucht das nicht nur ihrer Schwester zu vermitteln, sondern auch für sich selbst zu realisieren. Auf ihre Zukunftswünsche angesprochen, nennt sie die Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse und einen beruflichen Neuanfang durch eine Ausbildung zur Krankenschwester. Ihr Ziel sei die Arbeit in der Initiative »Ärzte ohne Grenzen«. Der Zukunft sehe sie mit Freude entgegen, wie sie auch in ihrer Visualisierung ausdrückt. Der gezeichnete Weg führt nach oben, die Arme sind erhoben als mögliches Symbol ihrer Freude, im Gesicht zeigt sich ein Lächeln.

Abb. 7: »I'm proud to be African« (Lila, 35 Jahre)



Lila trägt ein Kleid mit einem afrikanischen Tiermuster, rechts und links stehen die Namen (aus Anonymitätsgründen verdeckt) von Menschen, die sie auf diesem Weg mitnehmen möchte: den Sohn, den zweiten Sohn, mit dem sie schwanger ist, die Schwester, den neuen Lebenspartner. Sie mischt in dieser Visualisierung Elemente aus ihrem Herkunftsland mit Elementen und Personen aus ihrem Leben im Migrationsland, kreiert ein Familienmodell, das als Weltfamilie (Beck/Beck-Gernsheim 2011, 246) beschrieben wurde.

Die Genese der kämpferischen Metaphorik, die Lila in ihrem Denken und Handeln immer wieder aufruft, könnte in eine Zeit zurückreichen, in der Lila fast noch eine Jugendliche war und mit einem Ereignis verknüpft sein, das sie tief getroffen hat: der Tod der Mutter infolge einer Aidsinfektion. Dieser Tod »war nicht ein bisschen, es war wirklich sehr hart für mich«, erinnert sie. Der Vater existierte nicht für sie und ihre zwei Geschwister; er lebe mit einer anderen Familie. Sie könnte durch diesen Tod in eine Situation geraten sein, in der es nur die Alternative zwischen Scheitern oder Siegen gab. Für das Siegen-Können lieferte die Mutter ein Modell, die als Buchhalterin nicht nur alleine die Familie ernährte, sondern auch dafür gesorgt habe, dass alle drei Kinder studieren konnten. »Wir haben eine Supermutter gehabt«, stellt Lila fest. Dieses Modell könnte Lila angespornt haben, nicht aufzugeben, sondern nach vorne zu schauen, den Kopf nicht hängen zu lassen, sondern eine Frau zu werden, die von sich sagt »ich bin sehr, sehr stolz, afrikanische Frau zu sein [...] I'm proud to be African«.

Alle drei vorgestellten metaphorischen Konzepte fördern die Entschlossenheit, unbefriedigende Zustände nicht hinzunehmen, sondern dagegen anzugehen. Sie rufen den Kampfgeist auf, der zur Veränderung gesellschaftlicher Strukturen oder zu Veränderungen im persönlichen Leben drängt. Dass dieser Kampfgeist Kraft kostet, zeigt sich bei den Migrant*innen in verschiedenen Variationen, in der Sehnsucht nach einem Ort, an dem nicht mehr gekämpft werden muss, in der Traurigkeit, dass immer noch gekämpft werden muss, in den Tränen angesichts von Erlebnissen, die die eigene Ohnmacht vor Augen geführt haben. Die Metaphorik ist stets, aber unterschiedlich mit Körper und Sinnen verwoben. Die metaphorisch geprägte Körperlichkeit zeigt sich im übertragenen Sinn in dem nach vorne gerichteten Blick, im erhobenen Kopf, in der Bewegung, die auf politische Veränderung zielt und im wörtlichen Sinn in einem Körper, der sich wehrt, der zurückschlägt, wozu Amar herausgefordert war, als er selbst angegriffen wurde.

Während Amars und Aninas kämpferische Haltung einen politischen Schwerpunkt hat, ist Lilas Kampfgeist auf das Private gerichtet. Der jeweilige

Schauplatz des Kämpferischen hat etwas zu tun mit den Quellen, aus denen es schöpft. Amars und Aninas Metaphorik stützt sich auf politische Ansätze bezogen auf Menschen- und Frauenrechte, Antirassismus, Gleichberechtigung, wodurch Strukturen und Machtverhältnisse ins Blickfeld kommen. Lila wurde zur Kämpferin durch ihre persönlichen Erfahrungen in sie provozierenden Interaktionen, die nicht notwendig strukturelle Muster erkennen lassen. Nichtsdestotrotz stellt sie durch ihr Handeln Strukturen in Frage z.B. die in strukturellen Mustern festgeschriebenen geringeren (Aus-)bildungschancen für Migrant*innen. Die Fähigkeit und der Mut, sich kämpferisch zu positionieren, kann nicht unabhängig vom Bildungspotential gesehen werden. Alle drei Migrant*innen verfügen über eine akademische Bildung mit dem Unterschied, dass Amar und Anina über europäische Universitätsabschlüsse verfügen, während Lila einen ugandischen Bachelortitel hat, der im Migrationsland nicht anerkannt wurde. Sie ist infolgedessen diejenige, die beruflich von vorne anfangen muss.

Für alle drei Protagonist*innen spielen soziale Beziehungen, die Ideen und Anerkennung liefern, eine Rolle. Amar und Anina erfahren soziale Unterstützung durch die afrikanische Community im Migrationsland bzw. durch ein territorial verstreutes Familien- und Freundschaftsnetzwerk. Lila kann nur auf wenige sie unterstützende Menschen zurückgreifen. Der Umfang des Unterstützungspools dürfte die Reichweite der kämpferischen Aktionen nicht unbeeinflusst lassen. Gemeinsam ist den drei Protagonist*innen, dass ihre jeweilige Metaphorik Orientierungen und Praktiken stimuliert, die Transnationales befördern. Anina kombiniert in ihrer feministischen Position Einflüsse aus verschiedenen Ländern, spiegelt Verhältnisse an einem Ort durch Verhältnisse an einem andern Ort u.a. hält sie der Verhüllung des weiblichen Körpers den roten engen, den Körper betonenden Minirock entgegen; Amar lässt in die Beratung afrikanischer Familien alternative Erziehungsvorstellungen einfließen in der Absicht, dass sich deren Handlungsrepertoire dadurch erweitert, dass Werte und Normen sich neu mischen; Lila schließlich lebt das Modell Weltfamilie, das Menschen aus verschiedenen Ländern zusammenführt.

4.2.4 Balance

Der Begriff Balance leitet sich vom spälateinischen *bilanx* ab, das eine Waage mit zwei Waagschalen bezeichnet, in der sich die auf sie entgegengesetzt wirkenden Kräfte aufheben und für ein Gleichgewicht sorgen. Ein Mensch,

der sich in Balance befindet, verfügt über eine lineare Ausgeglichenheit und Ruhe, sein Leben ist im Lot. Wer seine Balance verliert, gerät in eine Schiefelage, wird orientierungslos, fühlt sich gefährdet. Dies droht, wenn Bedürfnisse und Realität zu sehr auseinanderklaffen. Die Konsequenz kann sein, dass man um Balance ringt ähnlich einer(m) Seiltänzer(in), der/die permanent seine/ihre Position austariert, sich ständig zwischen Gleichgewicht und Ungleichgewicht, zwischen Sicherheit und Unsicherheit bewegt.

Balance verlieren, erhoffen, finden ist ein typisches Thema für Migrant*innen, bei denen durch das Verlassen des bisherigen Lebenskontextes das Risiko besteht, dass ihr Leben aus den Fugen gerät. Ich habe vier metaphorische Konzepte dem Schema Balance zugeordnet, in denen Balance zu einem Schlüsselproblem geworden ist. Orientiert an diesen Konzepten agieren zwei Frauen und zwei Männer, die zunächst im Libanon, im Iran, in Syrien und im Senegal lebten und jetzt in Deutschland leben. Für die Präsentation habe ich zwei Konzepte ausgewählt, die unterschiedliche Erlebnis- und Handlungsmuster in Bezug auf den Wunsch nach Balance aufweisen.

Ringen um Balance

Die 34-jährige Vara, Dramaturgin von Beruf, wurde auf einer Theatertournee von einem Anruf ihrer Eltern überrascht, die ihr rieten, nicht nach Syrien zurückzukehren, da dort ein Krieg ausgebrochen sei. Mit diesem Anruf war plötzlich alles weg oder in Frage gestellt, was ihr Leben im Gleichgewicht hielt: die räumliche Nähe zu ihrer Familie und ihren Freund*innen sowie die Zusammenarbeit mit ihrem Theaterensemble, ja, überhaupt die Möglichkeit, ihre Tätigkeit als Dramaturgin fortzusetzen.

Varas Neupositionierung folgt, so interpretiere ich, dem Bild »Ringen um Balance«. Sie sieht den Abgrund, über dem sie wie eine Seiltänzerin schwebt, nach neuen Sicherheiten sucht, teilweise findet, wieder verliert und neue sucht. Das mühsam hergestellte Gleichgewicht bleibt ein stets gefährdetes Gleichgewicht.

In ihrem Handeln zeigt sich das Ringen um Balance einerseits durch das Ignorieren von Bedrohungen, andererseits durch die Herstellung von Gegen-erfahrungen. »Wir ignorieren den großen Fakt«, kommentiert Vara die digital gestützte Kommunikation mit den Eltern. Der große Fakt, das ist der Krieg in dem Land, in dem ihre Eltern leben. Statt über den Krieg zu reden, werde Alltägliches zum Thema gemacht mit Fragen wie »was habt ihr gekocht? Wer ist heute zu Besuch gekommen?« Der Hauptinhalt der Gespräche aber

bestehe aus Witzen, selbst die Kriegssituation wird in einen Witz verwandelt, wenn darüber gelacht wird, dass die Autobatterie nun zum Erzeugen von Strom in der Wohnung der Eltern in Syrien genutzt werde und deshalb das Auto nicht mehr als Fortbewegungsmittel diene. Die Ausblendung bzw. die Überblendung der Bedrohung durch einen scheinbar normalen Alltag in Verbindung mit Humor, der die absurde Seite des Krieges offenbart, dürfte dem Wunsch nach Normalität und Gleichgewicht entgegenkommen, das gleichwohl gefährdet bleibt. »Es kann jede Sekunde eine Bombe kommen«, sagt Vara und macht damit deutlich, dass ihr der Zusammenhang zwischen Humor und Bedrohung bewusst ist.

Vara entwickelt auch im Migrationsland Handlungsstrategien, um ihr Leben in Balance zu bringen, indem sie sich mit Menschen aus verschiedenen kulturellen Kontexten trifft. Es werde bei diesen Treffen nicht gefragt »woher kommst du oder so, uns ist egal«; stattdessen werde das Verbindende gelebt: »Wir reden, wir kochen, wir tanzen, wir diskutieren, wir bringen Ideen, wir machen Kunst – das ist für mich, das ist Normalität«. Menschen, die solches miteinander verbindet, bilden nach Vara einen »Blumenstrauß«, den es zu schätzen gelte. Es deutet sich an, dass diese Treffen auch Gegenakzente zu Erfahrungen im Migrationsland setzen, da Vara betont, es werde nicht die Frage gestellt, woher jemand komme, eine Frage, mit der Migrant*innen im Migrationsland häufig konfrontiert sind und die sie immer wieder als die Anderen definiert. (Treibel 2015, 16). Räume, in denen nationale Zugehörigkeiten keine Rolle spielen, sind transnationale soziokulturelle Räume (Pries 1998, 73f.) oder auch Transtopien, Räume des Übergangs, aus denen heraus sich neue kreative Mischungen bilden, die im hier geschilderten Fall in neue Kunstprojekte münden können.

Das Gleichgewicht zu verlieren, bedeutet nicht mehr zu wissen, wo man steht und wo die Anderen stehen. Dass Vara sich mit Fragen des Standorts beschäftigt, zeigt sich daran, dass sie befürchtet, sie könne sich zu sehr von ihrer Familie und ihren Freund*innen in Syrien entfernen und zugleich betont, wie wichtig soziale Beziehungen für das Finden eines Standortes sind, in ihren Worten: »Wo stehen wir eigentlich in dieser Welt oder in diesen Begegnungen? Wir können einander orientieren«. Was Vara hier anspricht, ist anschlussfähig an die Theorie der Intersubjektivität, in der davon ausgegangen wird, dass sich Menschen in und durch Beziehungen entwickeln, dass sie durch den Blick der Anderen erfahren, wer und wo sie sind (Benjamin 1990, 24.f.). Das Streben nach diesem Blick unter den Bedingungen des Verlustes bisheriger sozialer Netzwerke ist kraftraubend. Vara sagt: »Ich hab' so viele

Kontakte nicht mehr gehalten [...], ich hab' keine Energie mehr« und an anderer Stelle: »Ich bin so alt geworden«. Vara empfindet Trauer, Angst, aber auch Wut angesichts dieser Einsicht. Sie bezieht diese Gefühle nicht nur auf sich selbst, sondern auf die Gesellschaft, ja, auf die Zukunft des Planeten. Sie sei wütend, weil es den Menschen vorrangig um Macht und Geld gehe und sie deswegen Kriege führen, während ihnen die Konsequenzen solcher Kriege für die menschliche Seele egal seien. Vara fragt: »Wenn die Seele kaputt ist und sie (die Menschen, d.A.) müssen weiter, wie kann man das überleben? Wie kann man weiterleben?«.

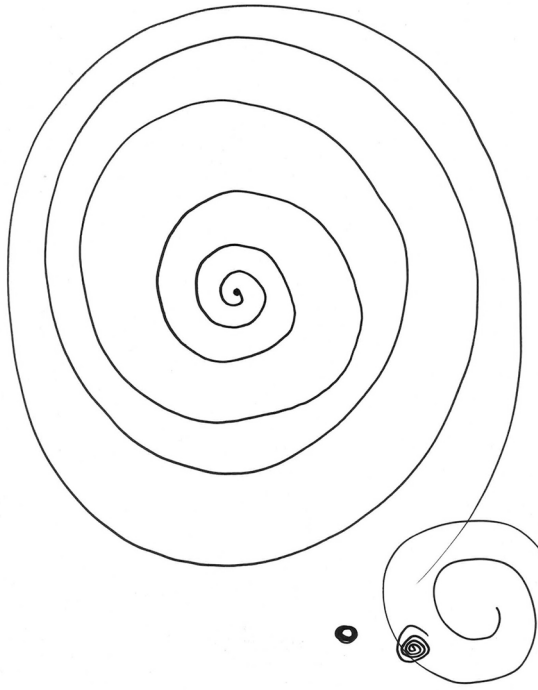
Gleichzeitig gibt es in Varas Leben die erwähnten Versuche, im Kleinen eine andere Welt ohne Hindernisse, ohne Kampf und Gewalt zu entwerfen, die ohne Hoffnung nicht denkbar sind. Zeigt sich in den gegenläufigen Tendenzen im Denken und Handeln von Vara die Seiltänzerin, die, den Abgrund vor Augen, kippelnd um Balance ringt? Die Stange, mit der sie ihr Gleichgewicht austariert, sind die sozialen Beziehungen, um deren Aufrechterhaltung sie kämpft bzw. die sie versucht, neu aufzubauen. Auch ihre Arbeit als Dramaturgin, die sie zum Zeitpunkt des Interviews ausübt, könnte eine solche Stange sein, die für ein inneres Gleichgewicht sorgt.

Trotz ihrer Zweifel, ob man angesichts des Krieges, der für sie und ihre Familie voller Gefahren steckt, weiterleben kann, zeichnet Vara ein Bild, in dem das Hoffnungsvolle dominiert.

Auf diesem Bild ist eine Spirale zu sehen, die für das Wachstum ihres eigenen Lebens steht; sie sei an ihren Erfahrungen, Erlebnissen, Erkenntnissen gewachsen, trotz allem. Es scheint, als ob die Seiltänzerin inzwischen sicher auf dem Seil balanciert, jedenfalls vorläufig.

In den Äußerungen von Vara finden sich wenig Hinweise dafür, wie die sie inspirierende Metaphorik entstanden sein könnte. Es ist vor allem eine Geschichte, die als Auslöser gewirkt haben könnte. Vara beginnt mit dieser Geschichte das Interview. Anfänge enthalten oft Entscheidendes (Geißler 1994, 48), dieser Anfang handelt von der Wiedergewinnung eines Gleichgewichts. Vara hatte als junge Studentin an der Theaterhochschule in Damaskus ein Stipendium für das Studium einer Fremdsprache erhalten. Sie entschied sich, die deutsche Sprache zu erlernen, doch nach dem zweiten Kurs erschien ihr diese Sprache als zu schwer, zumal es keine Gelegenheit gegeben habe, die Sprache außerhalb des Kurses zu sprechen. Sie geriet mit sich selbst in einen Konflikt und habe sich, um diesen Zustand zu beenden, eines Tages gedacht: »Ich möchte nicht mehr jammern. So, jetzt gehst du in die Stunde und in der Pause entscheidest Du Dich«. Sie entschied sich für die Fortsetzung des

Abb. 8: Die Spirale des Lebens (Vara, 34 Jahre)



Studiums. Danach war alles gut. Das Studium sei ihr viel leichter erschienen. Vara hatte ihre Orientierung zurückgewonnen, befand sich wieder im Gleichgewicht. Dass sie diesen Konflikt so detailliert schildern kann und dies gleich zu Beginn des Interviews tut, spricht dafür, dass der Konflikt und seine Lösung tiefe Spuren in ihr hinterlassen hat. Diese Erfahrung könnte zum Ansporn geworden sein, Situationen, in denen der Verlust des Gleichgewichts droht, nicht passiv, sondern aktiv zu begegnen, im Wissen, dass sich Schief-lagen überwinden lassen.

Der gebrochene Vogel, der ein Falke sein könnte

Das Wort Vogel in dieser Metaphorik kann mit Fliegen, Mobilität, neue Orte entdecken, frei und unabhängig sein assoziiert werden. Das Wort »gebrochen« beschreibt die Unmöglichkeit all dessen; es verweist auf Verwundbarkeit, auf Verletzung, Zerstörung, Hoffnungslosigkeit.

Im Handeln des 56-jährigen Arif zeigt sich zunächst der fliegende Vogel. Arif lebte bis zum 22. Lebensjahr in einem Land des Nahen Ostens. Als er 15 Jahre alt war, begann der Bürgerkrieg, der 15 Jahre währte und mit dem Arif hautnah konfrontiert war. Er erlebte nicht nur den Tod naher Verwandter mit sowie ein Massaker in einem Palästinenserlager in der Nachbarschaft; er selbst wurde zusammen mit anderen Jugendlichen gezwungen, mit Sandsäcken die Frontlinie zu sichern, was die Jugendlichen, wie er erzählt, zu einem leichten Ziel von Scharfschützen gemacht habe. Er sah sich fortwährend in Gefahr und trug deshalb ein Messer und eine Schere bei sich, was er wie folgt begründet: »Ich dachte, wenn sie uns greifen, dass wir uns verteidigen, nicht einfach so sterben wie ein Stück Fleisch. Nein, ich will mich verteidigen«. Als ihm einer seiner Lehrer empfahl, ein Studium in Deutschland aufzunehmen, folgte er dieser Empfehlung. Der Vogel begann zu fliegen und wollte bleiben, dort, wo er gelandet war. Er ging im Migrationsland eine Ehe ein. Später gründete er eine Familie mit einer Frau aus seinem Herkunftsland.

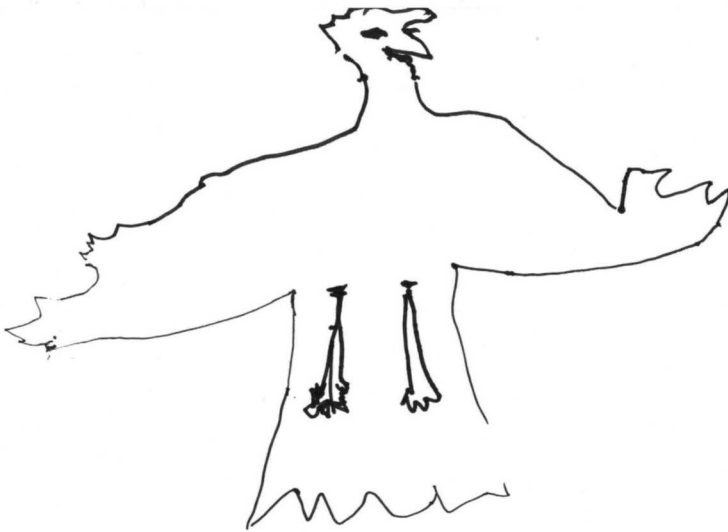
Das durch die Familie gefundene Gleichgewicht aber begann nach einigen Jahren zu bröckeln; der entscheidende Riss entstand durch das Scheitern der Ehe und die folgende Trennung von Frau und Kindern. Seine sozialen Bedürfnisse und die Möglichkeiten sie zu erfüllen, klaffen seither auseinander. Aus Krankheitsgründen konnte er seine berufliche Tätigkeit als Ingenieur nicht fortsetzen, was einmal mehr seine sozialen Kontakte einschränkte. Er arbeitet nun in einer Position, die nicht seiner beruflichen Qualifikation entspricht. Arif bemüht sich gleichwohl um Kontakte z. B. indem er für Menschen mit einer Aids-Erkrankung und für die Kolleg*innen an seinem Arbeitsplatz kocht.

Dass sein Leben in eine Schieflage geraten ist, deutet sich an, als Arif davon erzählt, wie er seine Wohnung wahrnimmt: »Ich bin immer in der Wohnung, wo leerer Raum, das Zimmer von (Name des Sohnes) ist leer, leere Zimmer von (Name der Tochter), ist leer und nur die Bilder von den Kindern hab' ich«. Die Wohnung ist nur zum Teil bewohnt; sie befindet sich im Ungleichgewicht genauso wie Arif. Dieses Ungleichgewicht äußert sich für Arif

körperlich-mental in empfundener Kraftlosigkeit. Er sollte auf seine Kinder aufpassen, meint er, »aber ich hab' nicht die Kraft«, meint er weiter.

Was er in Worten ausdrückt, macht er auch in einer Zeichnung sichtbar. Er zeichnet einen Vogel, dessen Bedeutung er zunächst mit »frei, frei, unverbunden, nicht gefesselt« beschreibt. Das lässt an jenen Arif denken, der als junger Mann mit dem Flugzeug ins Migrationsland aufbrach. Doch dann verändert sich sein Blick auf den Vogel. Es sei ein »gebrochener Vogel«, ein »Gebrochener« wie er selbst. Der Vogel könne nicht mehr fliegen und »stark ist er auch nicht mehr; das meinte ich, dass er gebrochen, das er nicht so auf Dauer fliegen kann«, interpretiert Arif sein Bild.

Abb. 9: Der Vogel, der ein Falke sein könnte (Arif, 56 Jahre)



Als ich ihn im Interview nach seinen Zielen für die Zukunft frage, erklärt er: »Ich bin jetzt zu alt für ein Ziel, glaub' ich«. Aus den folgenden Sätzen spricht Hoffnungslosigkeit: »Ich spüre in letzter Zeit alles ja gegen mich. (.) Ja, ja, mein Glück ist gegen mich«. Ein Ziel nennt er aber doch; der Kontakt zu den Kindern solle bleiben. Er stellt sich schließlich sogar vor, dass der Vogel noch gerne fliegen würde, keine weiten Strecken, sondern »hier am Himmel, hier bei uns, hier in Deutschland, hier in (Name des Wohnorts)«. Dieses

»Hier« betont er ein zweites Mal: »Wenn du meinst, hier oder (Herkunftsland, d.A.) oder woanders – nein, sag ich dir, nein hier«. Wenn es noch Hoffnung auf ein neues Gleichgewicht gibt, dann im Migrationsland, so lese ich Arifs Äußerung.

Die Geschichte von dem gebrochenen Vogel erinnert an die Geschichte von den Tauben, die auf dem Dach von Arifs Elternhaus in der Hauptstadt des Herkunftslandes gelebt haben. Es seien drei Taubenpaare gewesen, die er geliebt habe. Als er mit seiner Mutter wegen des Bürgerkriegs zu Verwandten aufs Land geflüchtet sei, habe er die Tauben zurücklassen müssen, aber er habe immer an sie gedacht und gehofft, dass der weiter in der Stadt lebende Vater den Taubenkäfig öffnet, damit die Tauben Durst und Hunger löschen könnten. Der Vater habe das nicht gemacht. Sein Empfinden, als er die verendeten Tauben sah, beschreibt er so: »Ich war sooo traurig als ich gesehen, wie die Knochen und [...]«. Dass er dieses Bild nach Jahrzehnten deutlich erinnert, spricht dafür, dass es ein Bild von existentieller Bedeutung für ihn ist. Die Gefühlswelt des kleinen Arif war durch dieses Ereignis schwer erschüttert worden. Das Bild der toten Tauben dürfte ihn über die Jahre hinweg zumindest latent begleitet haben, sonst könnte es heute nicht mit einer solchen Wucht aufleben. Er verbindet es mit dem Bild vom gebrochenen Vogel; die beiden Metaphoriken gehen im Interview ineinander über. Das könnte bedeuten, dass er befürchtet, dasselbe Schicksal wie die Tauben seiner Kindheit zu erleiden. Er könnte eingesperrt bleiben in einem Käfig, der ihn von seiner Umwelt, insbesondere von seinen Kindern trennt. Diesem Schicksal hält er am Ende des Interviews eine Vision entgegen, in der er seine Sicht auf den Vogel nochmals verändert. Der Vogel könne zwar nicht mehr weit fliegen, aber noch kräftig auf seinen Beinen stehen und zwar »hier, hier auf meinem Balkon«, sagt Arif und lacht.

Während Vara darum ringt, ihr Leben im Gleichgewicht zu halten, scheint sich Arif in die empfundene Schiefelage seines Lebens zu fügen. Varas Metaphorik drängt dazu, Gegenakzente zu setzen, während Arifs Metaphorik nahelegt, das ihm Geschehene hinzunehmen, denn was gebrochen ist, ist zerstört. Aber nicht nur Arif sieht sich gefährdet, auch Vara spricht von Gefährdung. Die Hoffnung, die dem metaphorischen Konzept von Vara eigen ist, denn ohne Hoffnung würde das Ringen um Gleichgewicht keinen Sinn machen, existiert für Arif auf den ersten Blick nicht. Der von ihm gezeichnete Vogel jedoch scheint für Arif einen Funken von Hoffnung aufzubewahren. Arif spricht von einem Falken, der der Vogel auf seinem Balkon sein könnte. Falken sind stolze, schlagkräftige Vögel.

Es gibt Ereignisse und Erfahrungen in der Biografie der beiden Protagonist*innen, die die eher kämpferische bzw. resignative Ausrichtung der Metaphorik erklären könnten z.B. die Existenz eines inspirierenden Freundeskreises bei Vara, die familialen und gesundheitlichen Belastungen bei Arif. Nicht ohne Bedeutung dürften aber auch die Geschichten sein, die als möglicher metaphorischer Auslöser identifiziert wurden. Varas Geschichte hatte ein gutes Ende – sie konnte ihr Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten wieder gewinnen; bei Arif endete sie mit einer Niederlage. Die Tauben waren tot.

4.2.5 Ordnung

Der metaphorische Charakter des Schemas Ordnung erschließt sich durch die Etymologie der Begriffe Ordnung bzw. ordnen. Das althochdeutsche *ordinón* steht für (an-)ordnen, einreihen, einteilen, in eine bestimmte Ordnung oder richtige Reihenfolge bringen. Diese Ordnungsvorstellung impliziert, dass das, was geordnet werden soll, sich klar voneinander abgrenzt; nur so ist ein Einordnen oder eine Reihenfolge möglich. Dinge, Menschen, Gefühle sind jeweils als voneinander getrennte Einheiten zu denken, die an den richtigen Platz gerückt werden müssen. Keine Ordnung herstellen zu können, bedeutet Unordnung, die in der Regel als unbefriedigend wahrgenommen wird.

Zwei metaphorische Konzepte wurden als dem Ordnungsschema zugehörig identifiziert. In beiden Konzepten geht es darum, den herrschenden, dualistisch orientierten Ordnungsbegriff aus der Perspektive von Migration in Frage zu stellen. Die Konzepte stammen von männlichen Migranten, die aus zwei verschiedenen europäischen Ländern zugewandert sind.

Gegen Schwarzweiß

Diese Metaphorik zeigt sich im Erleben und Handeln des heute 40-jährigen Mateusz, der mit dreieinhalb Jahren aus Polen zusammen mit seinen Eltern zugewandert ist. Das Konzept »Gegen Schwarzweiß« opponiert gegen einen Dualismus, der die Einordnung von Menschen in das eine oder andere Lager fordert und daran bestimmte Chancen und Pflichten knüpft. Aus der Perspektive dieses Konzepts gibt es kein reines Weiß und kein reines Schwarz; sondern »Grauschattierungen«, wie Mateusz erklärt. Dieser metaphorischen Orientierung folgt sein Handeln in verschiedenen Wirklichkeitsfeldern. Er kritisiert z.B. die von den Medien geschürte Verurteilung des Fußballers Mesut Özil, der sich mit dem türkischen Präsidenten fotografieren ließ. Der Fußball-

ler habe eben nicht nur die deutsche, sondern auch die türkischen Staatsbürgerschaft; somit sei auch Erdogan sein Präsident. Die deutsche Öffentlichkeit versuche aber nicht, das Verhalten des Fußballers zu verstehen, sondern kenne nur den Ruf »Raus aus der DFB, aus der Nationalmannschaft«.

Ein anderes Handlungsfeld, in dem sich die Wirksamkeit der Metaphorik zeigt, ist die berufliche Welt. Es störe ihn, dass Kunden je nach nationaler Zugehörigkeit mehr oder weniger Respekt entgegengebracht werde, weil sie als mehr oder weniger kompetent eingestuft werden. Wenn er z.B. höre »Slowakei, ist ja logisch, dass so was passiert [...]«, die können's einfach nicht«, provoziere er mit der Bemerkung »na ja, die haben das Problem jetzt in der Slowakei deswegen, weil sich da mittlerweile der westliche Schlendrian auch schon eingeschlichen hat«. Der provokative Gehalt dieser Bemerkung, die im ersten Augenblick humorvoll erscheint, ist in der Aussage zu sehen, sie sind inkompetent, nicht deswegen, weil sie anders sind als wir, sondern weil sie genauso sind wie wir. Die Abwertung der angeblich Anderen wird damit ad absurdum geführt. Mateusz beschränkt seine Kritik an hierarchisierenden Ordnungsvorstellungen nicht auf das Migrationsland, er bezieht sie auch auf andere Länder insbesondere auf sein Herkunftsland im Zusammenhang mit Flüchtlingen. Er habe Probleme mit politischem Extremismus, den er, so geht implizit aus seinen Äußerungen hervor, in der Abschottung seines Herkunftslandes gegenüber Flüchtlingen zu erkennen glaubt. Mateusz widerspricht extremistischen Positionen mit seiner Weltsicht, die lautet: »[...] die Welt ist nicht schwarz und weiß. Es sind immer Grauschattierungen [...]«. Im Sinne dieses Weltbildes sei es, wenn er auf polnischen Märkten türkische Händler antreffe, »Türken, die polnisch reden«. Seine Sympathie gilt dem Uneindeutigen, der Vermengung von Ort und Sprache, die jeweils unterschiedlichen nationalen Kontexten zuzuordnen sind.

Es überrascht nicht, wenn Mateusz erzählt, dass er »sehr, sehr multinationale [...] Freundschaften pflege, die »wirklich alle Kulturkreise« umfassen. Wenn er von sozialen Beziehungen, die er von klein auf mit Deutschen gehabt hat, spricht, erwähnt er auch ambivalente Erfahrungen in diesen Beziehungen. »Ich weiß nicht, wie man es interpretieren kann, wenn ein Lehrer mir also nach dem Abi sagt: »Ja, insbesondere für Sie freut es uns ganz besonders«, fragt sich Mateusz im Interview. Was ihn heute noch aufhorchen lässt, ist das Wörtchen »insbesondere«. Der Lehrer könnte sich wirklich einfach nur für ihn gefreut haben, denkbar sei aber auch eine andere Interpretation nach dem Muster, man hält jemand für »minderbemittelt« und sagt: »Na ja, für Sie – dass Sie es geschafft haben, das hätte ja wohl keiner erwartet [...]«.

Eine solche Interpretation hat einen bitteren Beigeschmack, weil sie ihn in die Kategorie »potentiell erfolglos« einordnet. Auch Eltern anderer Schüler hätten in diesem Sinne agiert, wenn sie bei einem Elternabend in der Grundschule gefragt haben, »ob die Ausländerkinder denn das Niveau nicht senken werden«. Mateusz hat diese Frage, von der er durch den Vater erfuhr, über die Jahre hinweg in seinem Gedächtnis aufbewahrt. Sie dokumentiert einmal mehr die Unterscheidung zwischen den Kategorien In- und Ausländer, die gegeneinander hierarchisch gesetzt werden und damit einhergehend zwischen den Intelligenten und den Dummen, deren Dummheit abfärben könnte.

Mateusz hat »sensible Antennen« dafür entwickelt, wie im Alltag die hierarchisierende Ordnung einer Schwarzweiß-Welt reproduziert wird. Er identifiziert diese Reproduktion in der Sprache, in der Mimik, in Sprüchen, die humorvoll getarnt sind. Man »könnte stundenlang erzählen« von Sprüchen wie »das ist unser Quotenpole« oder »kaum in Polen, schon gestohlen«, die die nationale Herkunft mit einer Abwertung verbinden. Immer wieder sei er auf seine Herkunft zurückgeworfen worden z.B. auch als ihm seine Nachbarin einen Link zu einem Artikel im Spiegel² geschickt habe, in dem von einem in Polen umgestürzten LKW berichtet wurde, der mit Schokolade beladen war. Mateusz »nervt« eine solche Geste, durch die »immer so dieses Polen im Vordergrund steht, statt der Mensch«. Er sagt es ihr wohl nicht, aber er denkt: »Vielen Dank, dass ihr mich auf meine Wurzeln hinweist, weil ich hätte es beinahe vergessen«. Mateusz kennzeichnet solche Gesten als »verkappten Rassismus«.

Besonders viel Raum gibt er den Reaktionen auf seinen Namen und wie er diese Reaktionen erlebt. Er spüre, wie sich die Gesichter der Teilnehmer*innen einer Veranstaltung verändern, wenn auf seiner Powerpoint-Präsentation sein Name auftauche. Er registriert »Verunsicherung« und »Erstaunen«, was er darauf zurückführt, dass sein Name die Neigung unterlaufe, Menschen in Schubladen zu stecken, was bei ihm nicht möglich sei. Warum es nicht möglich ist, sagt er nicht direkt, aber es lässt sich erschließen. Er tritt als Vertreter einer deutschen Firma auf, aber sein Name verweist auf eine andere nationale Herkunft. Er sieht sich »gebrandmarkt« durch seinen Namen »gebrandmarkt als Ausländer«. Das schaffe eine Barriere, die nie verschwinde. »Ich werde nie als Deutscher gesehen, nein, mit dem Namen nicht«, sagt er, obwohl er die deutsche Staatsangehörigkeit hat.

Mateusz macht wiederholt deutlich, dass er die Einordnung seiner Person in Verbindung mit einer strukturellen Ordnung sieht, die nicht nur ihn betrifft. Ausdruck dieser Ordnung sei das in vielen Ländern verbreitete nationalistisch geprägte »Wir« in Redensweisen wie »wir sind Weltmeister« oder »wir sind Papst«. Mit diesem »Wir« würden Trennlinien gezogen werden zwischen einem Wir und den Anderen mit all den Konsequenzen, die Mateusz im Laufe des Interviews thematisiert.

Auf seine Zukunftspläne angesprochen, formuliert er den Wunsch, Holzsulpturen herzustellen und zu vermarkten und damit sein Hobby zu einem Beruf zu machen. Die Wirksamkeit der Metaphorik könnte sich darin insofern zeigen, dass er auf diese Weise seiner bisherigen Berufswelt entkommen würde, in der er immer wieder eine Schwarzweiß-Welt erlebt.

Die Genese der Metaphorik »gegen Schwarzweiß« könnte mit gegenläufigen Erfahrungen zusammenhängen, mit denen Mateusz konfrontiert war und ist. Einerseits war er wiederholt durch die Reaktionen seiner sozialen Umgebung einer Kategorisierung ausgesetzt, die ihm einen eindeutigen Status als Ausländer, als Anderer, als einer, von dem nichts zu erwarten ist, zuschrieb. Andererseits erlebte er an sich selbst, wie in seinem Leben das Uneindeutige dominierte, wie sich Menschen, Sprachen, vielleicht auch Gewohnheiten unterschiedlicher Herkunft mischten. Eine dualistische Ordnungsvorstellung war und ist nicht stimmig für ihn; sie nervt(e) nicht nur, sie produziert(e) auch Verletzungen. Seine Welt war/ist nicht schwarzweiß. Diese Erfahrung dürfte sich durch die Reisen verstärkt haben, die er mit seinen Eltern unternahm und die ihn in Kontakt mit anderen Kulturen und Sprachen gebracht haben.

Bei Mateusz zeigt sich deutlich, wie sich Metaphernbildung prozessual im Zuge der Auseinandersetzung mit Beobachtungen und Gefühlen vollzieht und wie sich dadurch die Metaphorik geschärft hat. Metaphern steuern die Wahrnehmung, die Kommunikation; sie schlagen sich im emotionalen Empfinden nieder, aber sie sind nicht statisch, sie werden permanent hergestellt. »Metaphors are done, not instantiated« (Müller 2019, 62), schreibt Müller. »Metaphorizing« erfolgt in Interaktionen, in diesem Fallbeispiel in Interaktionen mit Lehrern, Berufskollegen, Freunden, Nachbarn, deren Äußerungen durch den Filter der Metaphorik interpretiert werden, wodurch die Metaphorik bestätigt oder auch in Frage gestellt werden kann. Wiederholt überlegt Mateusz im Verlauf des Interviews, ob die erlebten Szenen und Interaktionen, die er orientiert an seiner Metaphorik interpretiert, nicht auch anders interpretiert werden könnten.

Prinzipiell kann sich die Metaphorik verändern, im Fall von Mateusz hat sich der metaphorische Blick geschärft, seine Antennen haben an Sensibilität gewonnen; er registriert den Rassismus in den unspektakulären Details des Alltags. Zugleich scheint er sein Verhältnis zur wahrgenommenen Schwarzweiß-Ordnung verändert zu haben. Fühlte er sich früher vor allem verletzt, so versucht er heute, wie er betont, einen »humoristischen Abstand« zu gewinnen, was ihn zum noch genaueren Beobachter macht und ihn zugleich vor Verletzungen schützt.

4.2.6 Bewegung

Bewegung als metaphorisches Schema verweist auf eine Ortsveränderung in der Zeit; es impliziert, etwas oder jemanden aus dem Zustand der Ruhe zu bringen. Bewegung beschreibt eine an Ort, Zeit und Körperlichkeit geknüpfte prozessorientierte Metaphorik. Sie kann vorwärts, rückwärts, seitwärts, im Kreis oder spiralförmig erfolgen; es kann sich um ein Laufen, Springen, Dehnen, Kreisen handeln. Im übertragenen Sinn vollziehen sich Bewegungen auf kognitiver und/oder emotionaler Ebene.

Durch Bewegung kann etwas zur Entfaltung kommen, womit sich eine Parallele zum Schema Entwicklung andeutet. Während aber die Entwicklung nicht nur ihren Sinn in dieser Entfaltung hat, sondern auch ein bestimmtes Ziel angepeilt wird, ist Bewegung ein offenes Geschehen, bei dem es vielleicht auch nur um das Bewegen an sich geht.

Das Schema Bewegung ist mit sechs metaphorischen Konzepten ähnlich stark besetzt wie das Schema Entwicklung (sieben Konzepte). Diese Konzepte können fast ausschließlich Männern zugeschrieben werden. Man kann sich fragen, ob Bewegung stärker mit Männlichkeitstereotypen korrespondiert als mit Vorstellungen von Weiblichkeit mit der Konsequenz, dass sich Frauen in ihren sprachlichen Bezügen weniger dieser Metaphorik bedienen. Ich habe als Fallbeispiele zwei Konzepte ausgewählt, deren Anwendungsfelder sich graduell unterscheiden.

Nach draußen gehen

Das bewegungsorientierte metaphorische Konzept »nach draußen gehen« bedeutet, nicht an einem Ort zu verharren, die Türen des Lebens, des Denkens, der Gefühle zu öffnen, den Blick auf das Draußen zu richten, neugierig zu sein, offen zu sein für neue Impulse, keine Furcht vor dem Unbekannten zu haben.

Bei dem heute 46-jährigen Lorenzo zeigen sich entsprechende Handlungsimpulse bereits bei der Wahl seines Studienortes, die ihn von seiner Heimatstadt in Italien in eine andere Stadt des Landes geführt hat, in der Teilnahme an einem Workshop für Architekturstudent*innen, die seine Universität in Kooperation mit einer österreichischen Universität veranstaltet hat und schließlich im Umzug in die Hauptstadt des Landes, in dem sich die kooperierende Universität befand. Dieses Draußen war mit der Erwartung verbunden, dort auf eine junge »kreative Szene« zu stoßen, von der er sich Anregungen als Architekt versprach. Auch die Wahl der Lebenspartnerin aus dem anderen Land war ein gewisses nach Draußen-Gehen; mit ihr wechselte er nach einigen Jahren den Wohn- und Arbeitsort erneut.

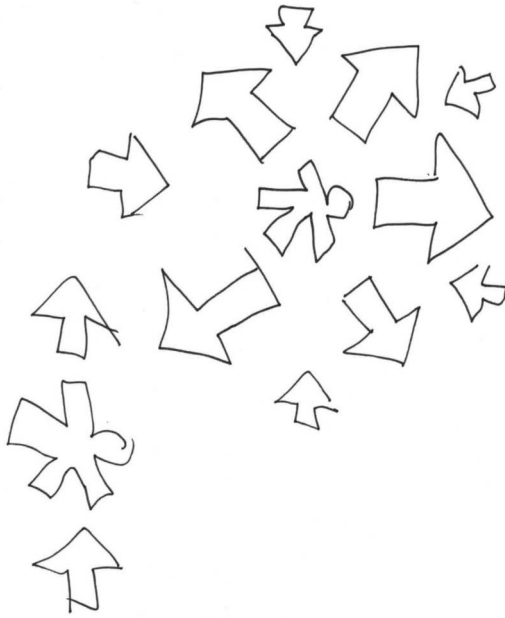
Die an dem Draußen orientierte Metaphorik liefert, so kann man annehmen, das Motiv, seine Kinder zwei- bzw. dreisprachig zu erziehen sowie, wie er sagt, für das »Verbot, die Uni in (Name des Wohnorts) zu besuchen«. Die Kinder müssten »mal in einer Großstadt leben und schauen wie das ist«, sie müssten »was anderes sehen«. Diese Äußerungen sprechen dafür, dass Lorenzo zumindest Weichen stellen will, die den Kindern das nach Draußen-Gehen als Option eröffnet.

Auf der Beziehungsebene zeigt sich die metaphorische Orientierung in dem Wert, den er der Beherrschung verschiedener Sprachen allgemein beimisst, sind Sprachen doch eine Voraussetzung für die Verständigung mit dem Draußen. Er kommuniziere in Englisch, Italienisch, Deutsch; hat als Jugendlicher Französisch gelernt und später einen Sprachkurs in Slowenisch belegt. Im Zeichen des Draußen stehen auch die virtuellen Treffen via WhatsApp mit Freunden, die in verschiedenen Ländern leben. Sie werden nicht geplant und scheinen doch jedes zweite Wochenende stattzufinden, oft bis zu zwei Stunden lang. Er erlebe diese Treffen mit zuweilen zehn Freunden, bei denen über Politik, über Kultur, über Privates kommuniziert werde, als »Bereicherung«.

Auf die Frage, welche Fähigkeiten er für sein Leben als wichtig erachte, nennt Lorenzo Flexibilität, Lernbereitschaft, Anpassung an neue Orte. Aber nicht der neue Ort sei entscheidend, sondern die Menschen an diesen Orten. Die genannten Fähigkeiten betonen den Anspruch an sich selbst, beweglich zu bleiben. Besonders deutlich zeigt sich das Konzept »nach draußen gehen« in dem von ihm gezeichneten Bild, das als Antwort auf die Frage entsteht: »Ich bin im Kontakt mit mehreren Ländern. Wer bin ich?«

Lorenzo stilisiert sich selbst als eine Figur in der Mitte des Bildes. Von dieser Figur ausgehend weisen Pfeile nach außen; es gibt weitere Pfeile, die von außen nach innen weisen. Die nach außen weisenden Pfeile kommentiert

Abb. 10: »Ich bringe mich selber nach draußen«
(Lorenzo, 46 Jahre)



Lorenzo mit den Worten: »Ich bringe mich selber nach draußen«, »bringe Lorenzo nach draußen«, »will meine Sachen nach draußen bringen«. In Bezug auf die Pfeile, die zu ihm hin führen, erklärt er »ich will auch hören (.)«. und »diese Pfeile sollten gleich groß sein« wie die anderen Pfeile d.h. was von draußen kommt soll genauso wichtig sein wie das, was er nach außen gibt. Die Intention des Bildes laute »zu geben und zu bekommen«. Dennoch: Die Pfeile, die nach außen führen, dominieren das Bild; der Sog nach draußen scheint besonders stark zu sein. Resonanztheoretisch gedeutet, drückt dieses Bild das menschliche Grundbedürfnis nach und die Grundfähigkeit zur Resonanz aus (Rosa 2016, 293). Resonanz entsteht, wenn durch Schwingung des einen Körpers die Eigenfrequenz des anderen angeregt wird (a.a.O., 282). Lorenzo, der sich selbst nach draußen bringen will, möchte – so interpretiere ich – nach außen schwingen und damit Andere in Schwingung versetzen,

die wieder auf ihn zurückwirken. In diesem resonanztheoretischen Kontext sind seine Worte »zu geben und zu bekommen« zu verstehen; dieser Kontext macht auch die Bedeutung verständlich, die er den kreativen Impulsen einer Großstadt zumisst, die ihm zum Zeitpunkt des Interviews fehlen, da er in einer kleineren Stadt lebt. Er sagt »ich finde meinen Platz nicht«, weil ihm das »Großstadtgefühl« fehle; vielleicht kann er aber auch seinen Platz deswegen nicht finden, weil ihm seine Metaphorik verbietet, sich an einem Ort endgültig niederzulassen.

Diese Annahme scheint sich zu bestätigen, wenn Lorenzo als seinen Traum beschreibt, zwischen Lebensorten zu pendeln nach dem Muster: Zwei Monate W.³, zwei Monate T., zwei Monate K. .So könnte ihn ein breites Spektrum an Resonanzen erreichen; er selbst nennt Musik, Kulturszene, Ausstellungen, die vielfältige Impulse in seinem Leben setzen. Er würde jedenfalls »alle Städte genießen«.

Die Entstehung des Konzepts »nach draußen gehen« könnte durch Erfahrungen angeregt worden sein, die Lorenzo als Kind und Jugendlicher in der eigenen Familie gemacht hat. Onkel, Tante und seine Cousins, die nach Brüssel gezogen sind, haben das Nach-draußen-Gehen vorgelebt und Lorenzo hat zeitweise daran teilgenommen, wenn er dort zu Besuch war. Seine Cousins »haben Freunde gehabt von Kongo bis Italien, bis Marokko«, »die haben echt in einer multikulturellen Welt gelebt«, erinnert er sich. Für ihn, der aus einer Stadt kam, in der es keine Ausländer gab, sei das »eine neue Welt« gewesen, eine Welt, von der er sagt »war super, war echt, hat mir gefallen«. Diese Eindrücke hätten ihn als 13-/14-Jährigen erreicht, in einer Lebensphase, in der sich Jugendliche auf das Erwachsenwerden vorbereiten, in der sie Pläne schmieden und Träume haben. In dem Konzept »nach draußen gehen« könnten die Träume von einem Leben, das vielfältige Impulse von draußen empfängt, ihre Fortsetzung gefunden haben.

Die Leute müssen anders »formatiert« werden

Formatieren leitet sich vom lateinischen *forma* ab und bezieht sich auf Form und Gestalt. In der EDV beschreibt das Formatieren einen Prozess, durch den ein Speichermedium zur Aufnahme von Daten vorbereitet wird. Der 36-jährige Ron, der sich des Begriffs formatieren bedient, geht es um eine Neuformatierung. Das Speichermedium sind Menschen im Herkunfts- und Migrationsland, die neue Daten in Form neuer Bilder, neuer Kompetenzen,

3 Die Namen der Orte werden aus Anonymitätsgründen nicht genannt.

neuer Orientierungen aufnehmen sollen. Ron will, dass etwas in Bewegung kommt, das Entwicklung bedeuten kann (insofern existiert eine Ähnlichkeit zum Schema Entwicklung); die Gestaltung möglicher Entwicklungen überlässt er jedoch den jeweiligen Akteur*innen. Ron konzentriert sich auf das Anstoßen der Bewegung, auf das Initiieren und Angebote machen. Im Fokus seiner Aktivitäten stehen – auch wenn er an einzelnen Individuen ansetzt – strukturelle Veränderungen. Dem gesellschaftlich orientierten Bewegungsmotiv korrespondiert der hohe Stellenwert, den Ron diesem Motiv auch in seinem persönlichen Leben gibt z.B. durch ein flexibles Sprach- und Fahrverhalten (mehr dazu im Verlauf dieses Abschnitts).

Auf der Handlungsebene zeigt sich die Wirksamkeit der Metaphorik in Bildungsprojekten, die er in seinem Herkunftsland Kamerun initiiert (hat). Ausgehend von seiner Beobachtung, dass Frauen insbesondere in ärmeren Familien keine andere Perspektive haben als Kinder kriegen und Kochen, wie er sagt, bietet er für diese Frauen Microsoft Office-Kurse an sowie ein Training in Soft Skills z.B. wie man »selbstbewusst in ein Vorstellungsgespräch geht«, um sie für eine Berufstätigkeit oder für die Gründung einer eigenen Firma zu qualifizieren. Als positiven Effekt dieser Qualifikationsmaßnahme, an der mittlerweile 35 Frauen teilgenommen haben, betrachtet er, dass dadurch auch Geschlechterverhältnisse in Bewegung kommen. »Die Männer haben mehr Respekt vor ihren Frauen«, erzählt er. Seine Bildungsanstöße sollen auch der nächsten Generation zugutekommen. Er habe Animationen entwickelt, die 800 Frauen in verschiedenen Regionen Kameruns via Handy empfangen. Mit Fragen wie »waren die Kinder heute in der Schule?« oder »wie machen sie ihre Hausaufgaben nach der Schule?«, will er sie animieren, sich für die schulische Bildung ihrer Kinder zu engagieren. Außerdem habe er ein Projekt »Insekten für Armutsbekämpfung« ins Leben gerufen. Auf diese Idee sei er gekommen, weil im Norden Kameruns, woher seine Frau komme, Insekten ein wichtiger Bestandteil der Ernährung seien und dies dazu geführt habe, dass die Menschen dort selten krank werden.

Die »Insektenidee« habe er auch im Migrationsland zu verbreiten versucht, indem er seinen Arbeitskollegen entsprechende Videos geschickt habe. Seine Vorstellungen von Neuformatierung bezogen auf das Migrationsland gehen aber noch sehr viel weiter. Er wolle hier »ein anderes Bild von Afrika« vermitteln, ein »objektives Bild«, wie er sagt und zugleich deutlich machen, »dass Afrika nie wie Europa wird«.

Auch im Beruflichen – Ron arbeitet als Projektmanager in einer international agierenden Firma – versuche er, Bewegung in das Denken seiner Kol-

legen und Geschäftspartner zu bringen z.B. indem er sie von dualistischen Denkgewohnheiten abzubringen versuche, die nur die Alternative »geht oder geht nicht« kennen. Seine Sympathie gilt der Haltung »schauen wir mal, probieren wir«. Auf diese Weise habe er Aufträge akquiriert und Kunden begeistert.

Neuformatierung im raschen Wechsel findet auch statt, wenn Ron je nach Situation eine unterschiedliche Sprache spricht: »Also, beruflich, wie gestern, war ich in Frankreich, habe ich die ganze Zeit Französisch gesprochen. Hier spreche ich Deutsch. Wenn ich am Abend [...] Freunde treffe, sprechen wir entweder Englisch oder Französisch. Wenn ich Leute aus meiner Gegend in Kamerun treffe, haben wir häufig Spaß, in unserem Dialekt zu sprechen«. Nicht weniger dynamisch wechselt er sein Fahrverhalten; in Kamerun müsse er offensiv fahren und ständig hupen, auch in Frankreich fahre er offensiv, in Deutschland würde er »anständig fahren«.

Beweglichkeit in Gestalt von Sich-Einstellen auf neue Situationen zeigt sich bei Ron auch auf der Beziehungsebene. Er habe Zugang zu verschiedenen Menschen, zu verschiedenen Kulturen und genieße das. Voraussetzung dafür sei, dass er sich nicht als Schwarzafrikaner, nicht als Kameruner identifiziere, sondern als Mensch. Auch hierin kann man eine Neuformatierung sehen, durch die die nationale Zugehörigkeit zugunsten der Zugehörigkeit zur Menschheit aufgelöst wird, die ihm, wie er empfindet, neue Beziehungsmöglichkeiten eröffnet.

Ron sagt es nicht explizit; aber es erschließt sich implizit, dass sein Bestreben, durch Neuformatierung Bewegungen in Gang zu setzen, von der Überzeugung getragen ist, dass es immer Lösungen gibt, auf die man nicht warten darf, sondern die man suchen muss. Eine solche Überzeugung bewahrt vor Stillstand, sie treibt an, bringt in Schwung, macht zuversichtlich.

Das Thema Zukunft bespricht Ron auf einer persönlichen und auf einer gesellschaftlichen Ebene. Zu den gesellschaftlichen Visionen zählte die erwähnte Aufklärungsarbeit, die er im Herkunfts- und im Migrationsland leisten will, um hier wie dort Veränderungen anzustoßen. Für sich persönlich entwirft Ron eine Zukunft, die auf den ersten Blick im Widerspruch zu seiner Bewegungsmetaphorik zu stehen scheint. Er wolle im Alter in Kamerun zur Ruhe kommen. Aber diese Ruhe wäre, wenn man Ron's Worten folgt, so ruhig nicht. Er beschreibt: »Was ich irgendwo hier (im Migrationsland, d.A.) vermisse, ist [...] einen Nachmittag so vor der Tür zu sitzen, mit Leuten einfach so auf der Straße reden oder zu schimpfen«. Er schwärmt davon, dass selbst bei Beerdigungen getanzt und gesungen werde im Unterschied zu Beerdigungen

im Migrationsland, an denen oft nur wenige Personen teilnehmen würden. »[...] das ist unmöglich, also ist undenkbar« in Kamerun, meint Ron.

Wenn ich vorhin Ron's Überzeugung, dass es immer eine Lösung gibt, erwähnt habe, so ist damit auch die Quelle seiner Metaphorik angesprochen. Diese Überzeugung bzw. dieses »Prinzip«, wie Ron sagt, habe er sich in Kamerun angeeignet. Sie sei in Kamerun verbreitet. Aber: Die Menschen dort würden nicht nach einer Lösung suchen, sie würden warten, bis die Lösung von außen geliefert werde. Ron macht die Medien verantwortlich, die suggerierten, »die Unterstützung muss immer von Europa kommen«. Man kann überlegen, ob das ein Überbleibsel der Kolonialzeit ist, die den Menschen kein Recht auf Selbstbestimmung zugestanden hat. Ron's Idee zur Neuformatierung setzt genau an diesem Punkt an. Sie soll die Menschen in Stand setzen, »sich selbst zu verwirklichen«. Ron's Beobachtung, dass ein Prinzip zwar propagiert wird, aber keine Handlungskonsequenzen hat zum Nachteil derer, die es propagieren, dürfte zum Auslöser seines metaphorischen Konzepts »die Leute müssen anders formatiert werden« geworden sein, von dem er sich innovative Impulse erwartet.

Der offensichtlichste Unterschied zwischen den metaphorischen Konzepten von Lorenzo und Ron ist die Reichweite der Bewegungsmetaphorik. Während Lorenzo den Bewegungsanspruch auf seine Biografie und seine Persönlichkeit bezieht, richtet Ron seine Bewegungsimpulse auf andere Menschen im Herkunfts- und Migrationsland in der Absicht, Strukturen in Bewegung zu bringen. Aber auch er selbst lässt sich von der Bewegungsidee inspirieren. Für Lorenzo steht die Vielfalt des Lebens als Effekt seiner Metaphorik im Vordergrund, für Ron die Reduzierung von Ungleichheit innerhalb des Herkunftslandes und im Verhältnis zwischen Herkunfts- und Migrationsland.

Es zeigen sich aber auch eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Lorenzo und Ron waren nicht gezwungen z.B. durch Krieg ihr Herkunftsland zu verlassen. Sie sind freiwillig im Zuge von Studium und Beruf gekommen, müssen sich nicht als Opfer betrachten, die glauben Dank zu schulden dafür, dass sie Aufnahme fanden. Dies scheint die Tendenz zu befördern, Ansprüche zu formulieren. Beide Protagonisten sind grenzüberschreitend sowohl im Kopf als auch durch physische Mobilität unterwegs; sie pflegen transnationale Freundschaften und messen der Kompetenz, mehrere Sprachen zu sprechen, eine hohe Bedeutung zu. Beide verfolgen auf der Basis ihrer metaphorischen Konzepte generationenübergreifende Intentionen. Lorenzo will seinen Kindern das Nach-Draußen-Gehen als Option eröffnen, Ron will in sein Konzept der Neuformatierung die nachwachsende Generation Kameruns einbeziehen.

4.2.7 Verbundenheit

Das Schema Verbundenheit verweist auf Bindung und Zugehörigkeit. Es beschreibt einen Zustand und ein Gefühl, der/das sich auf Menschen, auf räumlich-materielle Gegebenheiten, auf Dinge, auf ideologisch-religiöse Konzepte beziehen kann. Verbundenheit korrespondiert mit mental-emotionalen Komponenten wie Empathie, Vertrauen, Loyalität.

Es wurden zwei metaphorische Konzepte identifiziert, die dem Schema Verbundenheit zugeordnet werden können. In beiden Konzepten zeigten sich das Motiv Verbundenheit sowohl im Verhältnis zum Migrations- als auch im Verhältnis zum Herkunftsland, das in beiden Fällen ein afrikanisches Land ist. Darüber hinaus versuchen die beiden Migrant*innen Verbindungen zwischen Herkunfts- und Migrationsland herzustellen. Eines der beiden Konzepte wird im Folgenden präsentiert.

Vernetzung

Das metaphorische Konzept Vernetzung bezeichnet Aktivitäten, durch die Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen hergestellt und erweitert werden, so dass ein Geflecht entsteht. Systemtheoretisch betrachtet, bilden die miteinander vernetzten Elemente ein System, in dem sie eine bestimmte Aufgabe oder Funktion erfüllen.

Vernetzung bildet für Nala einen zentralen Bezugspunkt ihres Handelns, Denkens und ihrer Beziehungsgestaltung. Ihre Vernetzungsaktivitäten sind von einem Gefühl der Verbundenheit getragen; das Nala gegenüber Menschen, Tieren und Natur empfindet. Sie ist in diesem Sinn sowohl im Migrations- als auch im Herkunftsland aktiv. Nala lebt, nachdem sie aus Beziehungsgründen aus Uganda ausgereist ist, seit Jahrzehnten in Österreich.

Nala hat im Migrationsland verschiedene Netzwerke gegründet, die stets interkulturell ausgerichtet waren. Sie gründete das Projekt »Frauen weltweit«, schrieb zusammen mit Frauen aus verschiedenen Ländern das Kochbuch »Wir laden Euch an unseren Tisch« und hat einen wöchentlichen Frauentreff initiiert, bei dem Migrant*innen Unterstützung in administrativen Angelegenheiten erhalten.

Ihre »Heimatverbindung«, wie Nala sagt, habe sie dazu veranlasst, zweijährige Ausbildungsprojekte mit Abschlussprüfung für Frauen in Uganda zu gründen. Im Rahmen dieser Projekte wurden Basiskompetenzen wie Lesen,

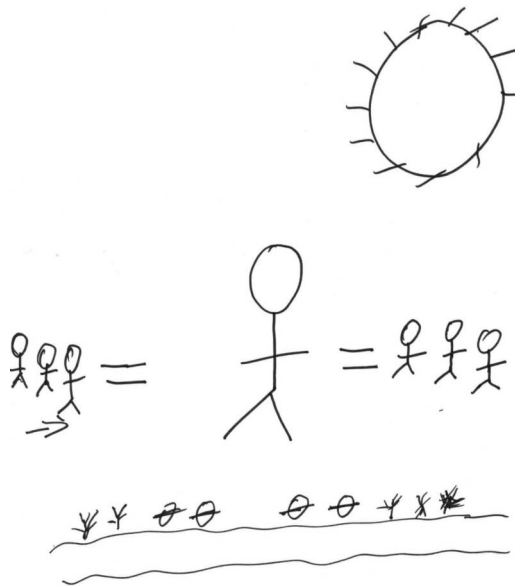
Schreiben, Mathematik, Fähigkeiten der Lebensbildung in den Bereichen Erziehung und Genderbeziehungen sowie praktische Bildung auf den Gebieten Ernährung und Biolandbau vermittelt. Insgesamt habe es vier Schulen gegeben, die nach zwölf Jahren von der Diözese übernommen worden waren. Warum die Adressatinnen dieser Bildungsmaßnahmen Frauen waren, erklärt Nala mit der von ihr beobachteten Benachteiligung ugandischer Frauen, die zwar die Familienangelegenheiten managten, sehr viel arbeiteten, aber das Geld verwalteten die Männer. Bildung sei der Hebel, an dem anzusetzen sei, um mehr Chancengleichheit zu erreichen.

Die aktuellen Vernetzungsaktivitäten Nalas spielen sich zwischen Herkunfts- und Migrationsland ab. Als Mitarbeiterin im Bereich Trade Network des ugandischen Konsulats in Österreich würde sie in der Rolle als promotion officer versuchen, österreichische Unternehmer mit ugandischen Bauern, die ökologische Landwirtschaft betreiben, zu vernetzen. Mit den Worten »ich baue diese Brücke zwischen Produktion und Handel und Investment« beschreibt sie ihre Intention.

Sie versucht diese Vernetzung auf der Basis der Verbundenheit herzustellen. Es sei »sehr wichtig«, sagt sie, »dass die österreichischen Partner und die ugandischen Partner sich auf ethischer Augenhöhe vertrauen [...]«. Sie organisiert für die österreichischen Partner Reisen nach Uganda, bei denen diese einen Eindruck von den Arbeitsbedingungen der Bauern gewinnen sollten und dadurch Verständnis entwickelten, wenn z.B. aufgrund von Dürreperioden Lieferungen ausbleiben. Umgekehrt will sie ugandische Bauern nach Österreich bringen, damit diese die Arbeitsbedingungen der österreichischen Partner kennenlernen, den »Stress, die Behörden, die ganzen Steuern und Arbeitsstress«, damit sie die Erwartungen dieser Partner an sie als Lieferanten verstünden. Das dahinter stehende Konzept sei ein »ethisches Verstehen«, »damit beide dieses Geschäft langfristig machen können«. Nala versucht, mental-emotionale Komponenten der Verbundenheitsmetaphorik wie Empathie und Vertrauen in internationale Handelsbeziehungen als Stabilisatoren einzubauen.

Aber nicht nur die ökonomischen Beziehungsnetze, an denen Nala arbeitet, sind ein Anwendungsfeld der Verbundenheits- und Vernetzungsmetaphorik. Nala entwirft in ihrer Visualisierung ein globales Vernetzungssystem.

Abb. 11: »Ich bin ein Teil von dem Ganzen«
(Nala, Alter unbek.)



Sie positioniert sich in der Mitte und beschreibt sich als Teil ihrer Umgebung, zu der sie Menschen, die sie kennt oder nicht kennt, Tiere, Bäume, Sonne, Erde zählt. Sie kommentiert: »Ich bin ein Teil von dem Ganzen, ein Teil des Kreises«. Nala betrachtet sich und andere als angewiesen auf diese Umgebung: »Wir brauchen Kühe, wir brauchen Elefanten, wir brauchen Bienen, wir brauchen Fliegen«. Dass wir diese Geschöpfe brauchen, bedeutet laut Nala, dass sie eine bestimmte Funktion im Gesamtsystem erfüllen. Sie betrachtet den Planeten aus ihrer metaphorischen Perspektive als ein System miteinander verflochtener Elemente, auf die sie selbst und wir alle nicht verzichten können.

Diese Perspektive setzt sich in ihrer Zukunftsvision fort, in der sie auf eine sozial-ethische und ökologische Nachhaltigkeit setzt. Ethische Nachhaltigkeit bedeute ehrliche Kommunikation, faire Beziehungen, Chancen eröffnen und geduldig miteinander sein. Unter einer ökologischen Nachhaltigkeit versteht

Nala ein Ressourcenmanagement, das die Ressourcen schon. Sie erklärt »das (die Natur, d.A) zu erhalten ist unsere Pflicht, sonst sind wir auch bedroht«.

Die Geschichte von Nalas metaphorischem Konzept führt in ihre Kindheit. Verbundenheit und Vernetzung beschreiben Grunderfahrungen in ihrem Leben von klein auf. Nala ist in einer Nomadenfamilie aufgewachsen, die nicht alleine, sondern nur in Verbundenheit mit anderen Menschen und der Natur existieren konnte. Man siedelte sich dort an, wo sich andere Nomadenfamilien ansiedelten und zog weiter, wenn andere Familien weiterzogen. Man sei aufeinander angewiesen gewesen, erzählt Nala; man unterstützte sich vermutlich wechselseitig bei der Errichtung von Unterkünften, im Fall von Krankheit, bei der Organisation einer Schule, die für Nala in den ersten Jahren unter einem Mangobaum stattgefunden hat. Das gesamte Leben sei auf Selbstorganisation aufgebaut gewesen, wofür die soziale Vernetzung unverzichtbar gewesen sei.

Sie erlebte darüber hinaus die Angewiesenheit auf die Natur, die die zentrale Nahrungsquelle dargestellt habe. Man konnte nur solange an einem Ort bleiben, solange die Kühe dort Nahrung fanden. Von den Kühen wiederum seien die Nomadenfamilien in vielfacher Weise abhängig gewesen. Sie lieferten Milch, Heizmaterial (getrockneter Kuhdung) und bildeten einen Raum des Aufgehobenseins für die Kinder, wenn sich diese am Abend an die von der Weide zurückgekehrten und um ein Feuer herum lagernden Kühe schmiegen und den Geschichten der Erwachsenen lauschten.

Die Erfahrungen der Verbundenheit und Vernetzung finden sich in Nalas metaphorischem Konzept wieder. Sie transformierte sie mit diesem Konzept ins Migrationsland, gründete dort neue Netzwerke, initiierte parallel dazu Bildungsnetze im Herkunftsland und schließlich transterritoriale Netzwerke zwischen Fairtrade-Partnern. Die Bemerkung Nalas »Ich bin rundherum, ich bin innen drinnen« mit Blick auf das von ihr gezeichnete Bild, mit dem sie ihre heutige Position in der Welt darstellt, erinnert an das Bild der kleinen Nala, die inmitten von Kuhbäuchen liegt und sich geborgen fühlt als Teil von [...].

4.3 Resümee

Der Darstellung der ermittelten metaphorischen Schemata und Konzepte in Verbindung mit illustrierenden Fallbeispielen soll eine resümierende Betrachtung folgen, in der übergreifende Erkenntnisse referiert werden, die typische

Merkmale transnationalen Lebens beleuchten. Deren allgemeine, über die Fallbeispiele hinausgehende Bedeutung, soll durch Rückgriff auf Annahmen und Thesen aus Kapitel 2 »Transnationales Leben im Fokus wissenschaftlicher Diskurse« erkennbar werden. Zur Illustration werde ich Fallbeispiele in Erinnerung rufen, die in diesem oder in vorangegangenen Kapiteln geschildert wurden.

4.3.1 Typische Merkmale transnationalen Lebens

Der von Giddens behauptete »*Dehnungsvorgang*«⁴ (Giddens 1996, 85) im Zuge von Globalisierungsprozessen zeigt sich bei Migrant*innen auf kommunikativer, sozialer, kultureller und ökonomischer Ebene. Die grenzüberschreitenden Dehnungsprozesse sind in ein »globales Bewegungspotential« (Albrow 2014, 119) eingebettet, das den Alltag und die Persönlichkeiten von Migrant*innen erfasst. Alle sieben Schemata, die in der Studie »Transnational leben« identifiziert wurden, enthalten Bewegungselemente in Form von Veränderung, Wandel, Durchmischung; in den Schemata Entwicklung, Bewegung und Balance werden diese Elemente zum Fokus des Denkens, Fühlens und Handelns von Migrant*innen.

Die Art und Weise, wie Bewegungselemente z.B. Handlungsmuster prägen, speist sich sowohl aus Impulsen, die aus dem Migrationsland wie aus solchen, die aus dem Herkunftsland kommen. Ron, der sein Video über Insekten als gesunde Nahrungsmittel an seine europäischen Arbeitskollegen verschickt (s. 4.2.6) liefert seiner neuen Umgebung kamerunische Anregungen zur Veränderung von europäischen Essgewohnheiten. Nala versucht, ihre Erfahrungen in einer nomadischen Lebenswelt, die sich auf Verbundenheit und Vernetzung stützen, für die Gestaltung von Handelsbeziehungen zwischen ugandischen Bauern und österreichischen Unternehmer*innen fruchtbar zu machen (s. 4.2.7). Elena mischt in ihrem Outfit weißrussische und deutsche Einflüsse (s. 4.2.2): Make-up und Lippenstift, wie in ihrem Herkunftsland üblich, ja! Minirock und hochhackige Schuhe, wie ebenfalls dort üblich, bei kaltem Winterwetter, nein! Stattdessen Hosen und Winterstiefel, wie im Migrationsland üblich.

Der *territorialen Begrenzung von Kultur* wird im Zuge des Dehnungsvorgangs eine *Absage* erteilt (Hannerz 1995, 68). Diese Absage hat verschiedene

4 Die typischen Merkmale transnationalen Lebens sind kursiv gesetzt.

Gesichter. Wenn Nabou Holzskulpturen aus dem Senegal in ihrem österreichische Wohnzimmer aufstellt (s. 3.3), trägt sie Mystiken ihres Herkunftslandes in das Migrationsland, über deren Bedeutung sie der Forscherin nur soviel verrät: »[...] Das ist auch ein Schutz, aber das ist auch geheim«. Sie geht davon aus, dass der Schutzmechanismus dieser Masken transterritorial funktioniert, vorausgesetzt, er wird nicht entzaubert, etwa durch die Benennung des Zaubers. Eine andere Form, territoriale Begrenzungen erodieren zu lassen, sind die Frauenfeste, von denen Malika erzählt (s. 4.2.1), bei denen sich Frauen aus unterschiedlichen Ländern zusammenfinden, Musik aus verschiedenen Regionen der Welt hören und – was Malika besonders hervorhebt – der Schleier beim Tanzen zu arabischer Musik gelüftet wird. Hamzo bringt bunte Hemden für sich und seine Kinder aus Mosambik mit, die einen Teil seines Selbst sichtbar machen (s. 3.3). Getragen in einem deutschen Kontext, setzen er und seine Kinder dieses Selbst den Blicken Anderer aus, provozieren Kommentare, verändern allein durch das Zeigen von Farben und Formen die Kommunikation. Durch die migrantische Mobilität haben kulturelle Durchmischungen an Fahrt aufgenommen (Welsch 2012, 34). Es entstehen transnationale soziokulturelle Räume (Pries 1998, 73f.), in denen Differentes nicht nebeneinander existieren muss, sondern zueinander in Beziehung gesetzt werden kann, woraus sich neue soziale Wirklichkeiten ergeben können (ebd.), wie auch auf dem Bild, das Lila zeichnete (s. 4.2.3). Darauf sind Menschen zu sehen, die aus Uganda kamen oder dort leben, die schon immer in Österreich leben sowie Kinder, deren Mutter Lila und deren Vater der österreichische Partner ist. Es ist Lila's Familie, eine »Weltfamilie«, wie Beck/Beck-Gernsheim diesen Familientypus bezeichnen (Beck/Beck-Gernsheim 2011, 246), der eine neue soziale Wirklichkeit repräsentiert, die im Zuge aktueller Migrationsbewegungen zunehmend selbstverständlich wird.

Der Entstehung transnationaler soziokultureller Räume korrespondieren neue Anforderungen an sprachliche Kompetenzen. Migrant*innen sind in der Regel *multilingual-players* (Can 2006, 127). Insbesondere Migrant*innen aus ehemaligen Kolonien sprechen mehrere Sprachen; neben der Sprache der Kolonialmacht, verschiedene Sprachen der Herkunftsregion sowie die Sprache des Migrationslandes. Sie wechseln oft täglich mehrmals die Sprache, weil sie sich in verschiedenen Sprachzonen bewegen so wie Ron, der erzählt, dass er tagsüber im Beruf französisch spricht und in der Freizeit je nach sozialem Gegenüber französisch, englisch, deutsch oder einen Kameruner Dialekt (s. 4.2.6).

Die Bezüge zu verschiedenen territorialen und soziokulturellen Kontexten begründen eine *Mehrfachzugehörigkeit* (Nederveen 2005, 399). Transnationale Praktiken in Form physischer Mobilität zwischen verschiedenen Orten oder wechselnden mental-emotionalen Orientierungen macht Migrant*innen zu Transmigrant*innen (Basch/Glick Schiller/Szanton Blanc 1995, 260; Kühn 2012, 47). Dieser Zustand fördert hybride Lebenssituationen und Lebensgefühle, die disparate Elemente miteinander verknüpfen. Elena, die aus Belarus nach Deutschland zugewandert ist, erfährt ihre hybride Lebenssituation als eine Verbindung der kulturellen Codes ihrer Vergangenheit in Belarus mit Zukunftsorientierungen, die sich auf das Migrationsland richten. Ron erklärt: »[...] ich bin von kamerunischer Kultur beeinflusst und habe ich auch die deutsche Kultur [...] in mir. Und die beiden (Einflüsse, d.A.) passen eigentlich gut zusammen«. Für Elena und Ron bedeutet *Hybridität* einen Zugewinn an Sozialkapital (Kühn 2012, 45) sowie eine Ausweitung ihres Aktionsradius. Sie betrachten diesen Zustand nicht als Übergangs-, sondern als Daseinsform (ebd.). Das freilich ist nicht immer so. Eine hybride Lebenssituation kann auch das Gefühl der Zerrissenheit und Heimatlosigkeit vermitteln. Ich erinnere an Lara, die sich weder dem Herkunftsland Spanien, noch dem Migrationsland Deutschland zugehörig fühlt, sich in der Mitte zwischen beiden Ländern sieht und das als »traurig« bezeichnet (s. 4.2.2).

Migration kann unterschiedlich motiviert sein, durch erfahrene Gewalt, durch Krieg, durch politische Verfolgung, durch mangelnde Bildungschancen und Arbeitsmöglichkeiten im Herkunftsland sowie durch das Streben nach besserer Bildung und Ausbildung, nach einem besseren Leben im Migrationsland, durch transnationale Liebesbeziehungen. Bei Frauen zeigt sich auffallend oft zumindest als zusätzliches Motiv die *Kritik an der herrschenden Genderordnung* im Herkunftsland. Malika sollte nach der Vorstellung ihrer marokkanischen Mutter bis zu einer späteren Heirat der Schwester in deren Apotheke helfen (s.4.2.1). Doch sie widersprach: »[...] es ist nicht mein Weg [...]». Ich will total was Anderes«. Ihr Ziel war ein Studium und der Erwerb eines akademischen Titels im Migrationsland. Elena wollte sich dem Fixiertsein auf eine frühe Heirat, dem sich die Körperlichkeit von Frauen in Belarus, wie sie schildert, unterzuordnen hat, entziehen (s. 4.2.2).

Diese und andere Migrant*innen aus dem Sample haben durch Migration nicht nur die tradierte Genderordnung im Herkunftsland durchbrochen, sondern diese auch im Migrationsland in Frage gestellt, sofern sie sie vorrangig an der Seite des Mannes als Hausfrau und Mutter ohne Anspruch auf ein autonomes Leben platzierte. Das bestätigen Scheidungen von Partnern

im Migrationsland, die von mehreren Frauen aus afrikanischen Ländern eingereicht wurden als sie in diesen Ehen mit Forderungen nach Unterordnung, mit Demütigungen durch den Mann und dessen Familie sowie mit Gewalt konfrontiert wurden.

Die Intention einiger Migrantinnen zur Veränderung der Genderordnung reichen über das eigene Leben hinaus, indem sie allgemeine Veränderungen anstreben. Eine der Protagonistinnen ist Anina, die aus Algerien aufgrund der Kopftuch-Fatwa mit 15 Jahren floh und heute als 38-Jährige »die Welt bewegen« will, um Gerechtigkeit und Chancengleichheit für muslimische Mädchen und Frauen zu erreichen (s. 4.2.3). Eine andere Akteurin ist Nala, die Bildung als den Hebel betrachtet, durch den sich aus ihrer Sicht die Lebenssituation für Frauen in Uganda verbessern lässt, weshalb sie dort für diese Frauen Ausbildungsprojekte initiierte (s. 4.2.7).

In der Genderforschung wurde die Frage aufgeworfen, ob Migration Frauen zu Verliererinnen oder Gewinnerinnen macht. Die in der Studie »Transnational leben« analysierten Fallbeispiele sprechen dafür, dass sie beides zugleich sind. Migrant*innen aus nicht-europäischen Ländern erfahren, dass ihre Schul- und Ausbildungsabschlüsse ebenso wie die von migrantischen Männern meist nicht anerkannt werden und dass sie häufiger als diese in untergeordneten, ungesicherten und schlecht bezahlten Jobs arbeiten müssen.

Solche Erfahrungen können deprimieren oder ihren *Kampfgeist* mobilisieren, der ihnen auch Erfolge beschert wie im Fall von Lila, die durch ihr selbstbewusstes Auftreten im Bewerbungsgespräch einen Ausbildungsplatz erhielt. Auffallend viele Migrantinnen aus afrikanischen Ländern folgen einer kämpferischen Metaphorik.

Die Ergebnisse der Studie »Transnational leben« bestätigen die These von Brooks/Simpson, dass Migration ein *hochemotionaler Prozess* ist (Brooks/Simpson 2013, 158). Manche Interviewpartner*innen sprechen über Gefühle, erzählen z.B., dass sie beim Abschied von Familie und Freunden im Herkunftsland geweint haben oder auch angesichts erlebter Demütigungen im Migrationsland, andere sprechen nicht über Gefühle, aber ich spüre die Emotionen im Interview an der Stimmlage, am plötzlichen Schweigen, an der eigenen Niedergeschlagenheit in bestimmten Phasen des Interviews oder an dem verspürten Impuls, aufheitern zu wollen. Zuweilen werden Gefühle verschlüsselt geäußert. Der 21-jährige Fatih antwortet auf die Frage wie er die Fahrt mit dem Boot von der Türkei nach Griechenland erlebt habe, zunächst, dass er sich nicht erinnern könne, obwohl das Ereignis nur ca. drei Jahre zurückliegt

(s. 4.2.1). Später im Interview erwähnt er, er habe sich während der Überfahrt gesagt, dass er schwimmen könne. Er muss sich also das mögliche Kentern des Bootes vorgestellt haben, eine Vorstellung, die vermutlich von Angst begleitet war. Fatih thematisiert nicht die Angst, sondern die Bewältigung der Angst im Sinne seiner Metaphorik »alles läuft super«.

Bezogen auf Migrationserfahrungen wird in den Interviews aber auch gelacht und Freude ausgedrückt. Ron etwa amüsiert sich, dass sein Migrationsmotiv mit dem vermeintlich deutschen Fahrrad seines Großvaters verknüpft ist, das sein Bild von Deutschland als Land mit hohen Qualitätsstandards geprägt habe. Doch dieses Fahrrad habe sich später als holländisches Fahrrad herausgestellt. Malika erzählt von ihrer Freude, die sie empfunden habe, als sie bei ihrer Ankunft auf dem Flughafen von ihrer Gastfamilie erkannt wurde (s. 4.2.1).

Gefühle graben sich besonders tief ins Gedächtnis ein. Das erklärt, warum oft Sätze und Worte aus weit zurückliegenden Situationen erinnert werden, die starke Gefühle hervorgerufen haben. Für den 40-jährigen Mateusz ist es das Wort »insbesondere«, eingebettet in den Satz »Ja, insbesondere für Sie freut es uns ganz besonders«, mit dem ihm, dem 19-Jährigen, ein Lehrer zum bestandenen Abitur gratuliert habe (s. 4.2.5). Die Bedeutung des Wortes »insbesondere« beschäftigt Mateusz heute noch (s. 4.2.5). Er fragt sich im Interview, ob dieses Wort ausdrücke, dass man ihm das bestandene Abitur nicht zugetraut habe, zählte er doch von Schulbeginn an zu den »Ausländerkindern«, deren Anwesenheit manche Eltern veranlasst haben beim Elternabend zu fragen, ob diese Kinder nicht das Niveau der Klasse senken.

Migration ist von vielfältigen *Risiken* für Migrant*innen begleitet, die von abfälligen Bemerkungen und abwertenden Blicken bis zur Gewalt reichen. Je sichtbarer die Herkunft aus einer anderen Gegend der Welt ist z.B. durch eine dunkle Hautfarbe, desto offener werden Abwertung und Abneigung gezeigt. Brian, der aus Uganda kam, berichtet, dass er von einem Mann aufgefordert worden sei, Papier von der Straße aufzuheben. Als er nach dem Grund gefragt habe, sei die Antwort gewesen: »Sie machen unsere Straßen schmutzig. [...] Zurück nach Afrika!« Er lasse sich in solchen Situationen nicht auf Gespräche ein, er laufe weg, weil er befürchte, der Andere könnte bewaffnet sein. Amar dagegen schlug zurück als er eines Tages von fünf jungen Menschen angegriffen worden sei, lief aber dann ebenfalls weg. Neben den Risiken in der Öffentlichkeit gibt es Risiken in Form häuslicher Gewalt in Worten und Taten, von der Frauen berichten, die Ehen mit Männern aus dem Migrationsland eingegangen sind.

Risiken für Körper und Psyche stecken auch in der Anstrengung eines transnationalen Lebens, in dem nicht nur Abschied und Neuanfang zu bewältigen sind, sondern auch die Pflege von Beziehungen über Grenzen und Länder hinweg sowie die Ungewissheit der eigenen Zukunft. Wenn die 34-jährige Vara erklärt: »Ich hab' keine Energie mehr« und »ich bin so alt geworden«, so bezieht sie diese Sätze auf die Überforderung eines transnationalen Lebens (s. 4.2.4). Kommen besondere Belastungen hinzu wie Arbeitslosigkeit, gescheiterte Ehen oder Krankheit kann sich die Risikolage zuspitzen wie das Beispiel Arif zeigt (s. 4.2.4), der sich als »gebrochener Vogel« imaginiert, aus dessen Leben sich das Glück zurückgezogen hat.

Die Migrationssituation ruft ein breites Spektrum an *Kompetenzen* auf. Als typische, auf die besonderen Erfahrungen von Migration bezogenen Kompetenzen zählen: Beobachtungskompetenz, die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, Lernbereitschaft, Beziehungs- und Vernetzungskompetenz, Vermittlungskompetenz. Luca wählte als Bild für die ihm wichtig erscheinende Beobachtungskompetenz eine Katze, weil er wie eine Katze neue Umgebungen zuerst beobachte, ehe er mit Menschen in Kontakt trete (s. 3.3). Auch Fatih beobachtet Kommunikationsmuster im Migrationsland, um daraus für sein eigenes Verhalten zu lernen (s. 4.2.1). Beobachten verhilft dazu herauszufinden, wie in der neuen Umgebung Kontakte hergestellt werden, in welchen Situationen und mit welchen Worten. Sie konfrontiert mit neuen Wissensbeständen und regt den *Perspektivenwechsel* an, wie ihn Luca praktiziert, der ein Drehbuch zu einem Film schrieb, in dem er aber nicht seine Perspektive als Flüchtling einnimmt, sondern die Perspektive einer Beamtin, die die Asylanträge von Flüchtlingen prüft. Einen besonders hohen Stellenwert für Migrant*innen hat die Bereitschaft zu lernen. *Bildung* wird durchwegs als Schlüssel betrachtet, der den Zugang zu neuen Möglichkeiten eröffnet. Die Lernbestrebungen von Migrant*innen sind häufig von Hindernissen flankiert, verursacht durch Nichtanerkennung ihrer bisherigen Bildungsabschlüsse, durch ihre Hautfarbe, durch ihren Status als Fremde. Alina, die über einen bosnischen Universitätsabschluss in Familienrecht verfügt, mit dem sie im Migrationsland nichts anfangen kann, schrieb 135 Bewerbungen, ehe sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen wurde. Aber sie hält unbeirrt an ihrer *Lernbereitschaft* und *Lernfähigkeit* fest, wenn sie erklärt: »Mein Kopf kann richtig gut lernen. [...] Ich entwickle mich immer weiter. Das ist irgendwie für mich wichtig im Leben«. Die Beobachtungskompetenz steht in Zusammenhang mit Beziehungs- und Vernetzungskompetenzen, die unverzichtbar sind, will man sich in einem bestehenden Sozialgefüge im

Migrationsland positionieren, ein neues aufbauen und existierende, räumlich weit entfernte Beziehungen aufrechterhalten. Migrant*innen nutzen ihre Beziehungs- und Vernetzungskompetenzen häufig zur Entwicklung transnationaler Netzwerke, die ich unter Rekurs auf E.Yildiz als Transtopien charakterisiert habe. Die von Migrant*innen entwickelten transnationalen Orientierungen, die Einblicke in unterschiedliche Wissensbestände, Wert- und Normsysteme gewähren, fördern als weitere typische Kompetenz die Vermittlungskompetenz (Baumgärtner 2015, 80). Amar vermittelt als Leiter einer Institution für interkulturelle Jugendarbeit in der Beratung von Eltern insbesondere aus afrikanischen Ländern zwischen Erziehungsvorstellungen des jeweiligen Herkunftslandes mit denen des Migrationslandes (s. 4.2.3). Nala, die einen transnationalen Raum zwischen Österreich und Uganda aufspannt, vermittelt zwischen den Interessen österreichischer Unternehmer*innen und ugandischen Bauern (s. 4.2.7). Beide sind mit den kulturellen Codes da und dort vertraut; sie leben ihre eigene transnationale Orientierung in mehrfacher Hinsicht: durch Verstehen und Empathie sowie durch vermittelnde Praktiken, die das Verständnis der beteiligten Partner füreinander wecken bzw. tradierte Erziehungsvorstellungen im Lichte anderer Werte reflektieren sollen.

Als ein letztes typisches Merkmal transnationalen Lebens soll der *Humor* angesprochen werden, er ist teils Kompetenz, teils Haltung. Ich erinnere an Mateusz, der abwertende Äußerungen über slowakische Geschäftspartner mit der Bemerkung kontert, sie sind so, wie sie sind, nicht deswegen, weil sie anders sind wie wir, sondern weil sie sich uns angepasst haben, eine Bemerkung, die die Kritik ins Humorvolle wendet (s. 4.2.5). Vara und ihre Familie in Syrien erzählen trotz des dort herrschenden Krieges zu 99 % in ihren Video-calls Witze (s. 4.2.4). Rogers, den seine Freunde in Uganda nach seinem Auto fragen, weil sie selbstverständlich davon ausgingen, dass jeder im Migrationsland ein großes Auto fahre, erzählt schmunzelnd, dass er seinen Freunden Bilder von seinem Roller schicke und ihn als sein Auto bezeichne. Humor und Witze verkehren Situationen. Sie machen aus dem als gering Bewerteten, aus dem Bedrohlichen und Bedrängenden, aus den Illusionen etwas Liebenswertes, Leichtes, etwas, worüber man lachen kann. Sie dienen der Desillusionierung, dem eigenen Schutz, der Befreiung von Ängsten, der Selbstkritik, der Würde des Anderen.

4.3.2 Metapherntheoretische Überlegungen

Die in diesem Kapitel als Ergebnis der Studie »Transnational leben« vorgestellten metaphorischen Konzepte zeigen sich entsprechend der Annahmen der Metaphernanalyse als alltägliche Phänomene, die das Handeln, Denken, Fühlen, die Beziehungsgestaltung und die Zukunftspläne von Migrant*innen prägen. Es bestätigt sich auch, dass Metaphernbildung ein Prozess ist, von Müller als »metaphorizing« (Müller 2019, 62) bezeichnet, der durch Migration und das damit verbundene Aufeinandertreffen unterschiedlicher Orientierungen stimuliert wird. Differenzen, Unvereinbarkeiten, Widersprüche provozieren Veränderungen der metaphorischen Konzepte. Von einer solchen Provokation berichtet Daria, deren metaphorisches Konzept ich »Schaf oder Löwe« genannt habe. In diesem Konzept treffen Erfahrungen ihrer Kindheit im Herkunftsland Rumänien mit den Erfahrungen ihrer aktuellen Arbeitssituation in einem IT-Betrieb im Migrationsland aufeinander (s. 4.1.2). Schaf und Löwe verkörpern widersprüchliche Haltungen. Daria fühlt sich der Friedfertigkeit des Schafes näher, sollte aber, um sich in ihrer aktuellen Arbeitssituation zu behaupten, das Durchsetzungsvermögen des Löwen aneignen. Das bringt ihre Metaphorik in Bewegung, sie ist sich bewusst, dass Veränderungen anstehen, weshalb sie davon spricht, auf der Suche zu sein.

Stärker als bisher in den theoretischen Annahmen der Metaphernanalyse berücksichtigt, sind der Studie zufolge metaphorische Konzepte von Gefühlen durchdrungen, wie im Rahmen der typischen Merkmale transnationalen Lebens im vorangegangenen Abschnitt bereits dargestellt. Metaphern sind nicht nur als kognitiv-rationale Konstrukte vorzustellen. Gefühle stimulieren und begleiten metaphernorientiertes Denken und Handeln.

Zu wenig von der Metaphernanalyse beachtet scheint mir, wie auch Müller schon reklamiert hat (a.a.O., 63ff.) der Körper als Produkt, als Schauplatz, als Instrument metaphorischer Konzepte. Anina zeichnet als Produkt ihrer kämpferischen Metaphorik »die Welt bewegen« einen Frauenkörper, der rebelliert (s. 4.2.3). Die Arme der Frau halten ein Plakat hoch mit der Aufschrift »Nie vergessen, nie aufgeben. Frauenrechte sind Menschenrechte«. Zugleich soll diese Frau, wie Anina teilweise in Worten ergänzt, durch entsprechende Attribute wie unbedecktes Haar, kurzen Rock, roten Lippenstift eine Weiblichkeit verkörpern, durch die sie in patriarchalen Gesellschaften Verachtung erfahren würde. Genau diese Frau, die die Zeichen des Verbotenen und der

Diskriminierung verkörpert, ist es, mit der Anina gegen eine machtvolle patriarchale Genderordnung ankämpft.

Auch in Arif's Metaphorik »der gebrochene Vogel« (s. 4.2.4) steckt eine Körperlichkeit, die als Produkt eines migrantischen Lebens gesehen werden kann, das hoffnungsvoll begann und in dem sich schließlich familiäre, berufliche und gesundheitliche Probleme häuften. Der gebrochene Vogel verkörpert, was Arif selbst empfindet: nicht mehr fliegen zu können, auf einen engen Bewegungsradius beschränkt zu sein.

Nicht mittels einer Zeichnung, sondern in Worten beschreibt Fatih sein körperliches Befinden, das sich in Widerspruch zu seiner Metaphorik »alles läuft super« setzt (s. 4.2.1). Fatih wurde während seines Aufenthalts in einem Flüchtlingslager krank, war eine Nacht, wie er erzählt, bewusstlos. Der Körper drückte vermutlich aus, was Fatih im Interesse seiner Metaphorik nicht wahrhaben wollte, seine Einsamkeit, der Verlust von Privatheit durch die Unterbringung in einem transparenten Zelt, die zerstörten Träume von einem besseren Leben. Dieser Körper rebellierte gegen eine Metaphorik, indem er zeigte, was verborgen bleiben sollte.

Zum Schauplatz ihrer Metaphorik »dazwischen« wird auch Elenas Körper, in dessen Gestaltung sich Einflüsse aus Herkunfts- und Migrationsland mischen (s. 4.2.2). Kombiniert werden Make-up und rote Lippen mit bequemer Kleidung, eine Mischung, mit der sie sich aus eigener Sicht zwischen den Erwartungen aus Herkunfts- und Migrationsland positioniert.

Amar nutzt seinen Körper im Sinne seiner kämpferischen Metaphorik als Instrument, als er von einer Gruppe von Jugendlichen im Migrationsland angegriffen wurde. Er wehrte sich und schlug zurück (s. 4.2.3).

Metaphoriken werden nicht nur durch das Denken, Fühlen, Handeln produziert und ausgedrückt, sondern auch in und durch körperliche Bewegung, Gestaltung, Befindlichkeit (Müller 2019, 61) mehr noch: Körper und Geist stellen keine getrennten Glieder dar, sie bilden eine Einheit (Merleau-Ponty 1976, 242). Die leibliche Dimension der Metaphern entbindet von der vermeintlichen Notwendigkeit zu erklären »wie die zusammenkommen, welche man getrennt überhaupt nicht kennt« (Meyer-Drawe 2010, 14f.).

Wenn ich es recht sehe, ist die Metapherngenese bislang kaum ins Blickfeld des theoretischen Metapherndiskurses geraten. Auffallend oft haben die an der Studie »Transnational leben« beteiligten Migrant*innen Ereignisse, Geschichten, Erfahrungen geschildert, die als Quelle für die Entstehung metaphorischer Konzepte betrachtet werden können. Das thematisch strukturierte Interview eröffnete ihnen die Möglichkeit, eigene Akzente zu setzen,

mitzuteilen, was ihnen im Kontext ihrer Lebenserfahrungen wichtig erschien. Die von mir identifizierten Anfänge der aktuell wirksamen Metaphorik reichen biografisch durchwegs in die Kindheit und Jugend zurück. Sie sind verknüpft mit Ereignissen, die Migrant*innen in jungen Jahren zur Auseinandersetzung und zu Entscheidungen aufgefordert haben, die ihrerseits Orientierungen und Modelle geliefert haben und aktuell in metaphorischen Konzepten reproduziert und weiterentwickelt werden.

Anina, die der Metaphorik »die Welt bewegen« folgt, war als Kind und Jugendliche mit feministischen Zielen ihrer algerischen Familie konfrontiert, zu denen sie eine Position gewinnen musste (s. 4.2.3). Vara geriet als Heranwachsende in eine Konfliktsituation, als sie zwischen der Entscheidung, einen Deutschkurs, der ihr zu schwierig erschien, fortzusetzen oder abbrechen (s.4.2 4). Sie entschied sich für die Fortsetzung und brachte damit ihr Leben wieder in Ordnung. Das Vara zugeordnete metaphorische Konzept »Ringens um Balance«, könnte durch die frühere Erfahrung, Schieflagen nicht passiv erdulden zu müssen, sondern sie aktiv beenden zu können, inspiriert sein. Lorenzos Metaphorik »nach draußen gehen« (s. 4.2.6) zeigt Parallelen zu dem Lebensmodell seines Onkels und dessen Familie, der in ein anderes europäisches Land ausgewandert ist und dort einen multikulturellen Lebensstil geführt hat, an dem Lorenzo als 13-/14-Jähriger zeitweise partizipierte und der ihn begeisterte. Nala, die als Tochter einer ugandischen Nomadenfamilie aufwuchs, betont die Bedeutung von Verbundenheit und Vernetzung mit Menschen und Natur in der nomadischen Lebenswelt (s. 4.2.7). Wenn sie sich heute beim Aufbau transnationaler Handelsbeziehungen an einer Verbundenheitsmetaphorik orientiert, so schöpft sie aus den Erfahrungen ihrer Kindheit.

Metaphern entstehen in der Auseinandersetzung des Subjekts mit der es umgebenden Sozial-, Kultur- und Naturwelt (Schachtner 1999, 202). Die Aneignung von Welt beginnt, noch ehe Worte zur Verfügung stehen. Das von Sinnen und Gefühlen gelieferte Material wird von frühester Kindheit an fortwährend zu Symbolen verarbeitet (Langer 1965, 59; Schachtner 1999, 203ff.). Aus diesen Symbolen baut sich die Welt der Menschen auf. Sie legen, so geht aus den empirischen Hinweisen der gegenständlichen Studie hervor, den Grundstein für metaphorische Konzepte, in denen Grundorientierungen überdauern, auch wenn die Konzepte angesichts neuer Erfahrungen weiterentwickelt, differenziert und ergänzt werden.

